1,70 DM / Band 96
Schweiz Fr 1,80 / Österr. …

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland

In Soho regiert der Tod

BASTEI

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland

In Soho regiert der Tod

Tony Ballard Nr. 96

von A.F.Morland

erschienen am 23.05.1986

In Soho regiert der Tod

Rasche Schritte hallten durch die einsame Straße. Es war kalt, und aus den Gullys stiegen graue Dampfsäulen.

Keenan Aprea keuchte schwer. Wut verzerrte sein abgrundtief häßliches Gesicht, das einer grauenerregenden Horrormaske glich. Aber Aprea war nicht maskiert. Seine furchteinflößenden Züge waren echt. Für viele Menschen waren sie schon zum Antlitz des Todes geworden.

Immer wieder schossen kleine Atemwolken aus seinem offenen Mund. Er blieb stehen und lauschte, und als er die Schritte seiner Verfolger hörte, zog er sein riesiges Messer aus dem Gürtel.

Man nannte ihn den Stecher von Soho - und der Tod war sein Begleiter!

Burt McDiarmid schlich um das Gebäude herum. Er hielt eine achtschüssige Luger in der Hand. Mit vorsichtig gesetzten Schritten näherte sich McDiarmid der Ecke. Er war aufgeregt. Seit Tagen lag er mit seinem Partner auf der Lauer. Kalter Schweiß glänzte unter seiner Nase.

Nacht für Nacht waren sie durch das dunkle Soho gezogen, um eine Spur des Stechers zu finden, doch das Glück war ihnen bisher nicht hold gewesen. Der Killer schien sie riechen zu können, und bisher war er ihnen stets geschickt ausgewichen.

Zwölf Menschen hatte er bereits umgebracht, und ein Ende war nicht abzusehen. Er war grausam, und die Medien verglichen ihn mit einem hungrigen Tier, doch er war schlimmer, denn Tiere töten nicht, wenn sie satt sind.

Der Stecher von Soho wurde niemals ›satt‹.

Ständig war er auf der Suche nach neuen Opfern. Niemand war vor ihm sicher. Er tötete junge Mädchen genauso wie alte Männer. Er war nicht wählerisch.

Er lebte, um zu töten. Es hatte lange gedauert, bis er begriff, daß es seine Bestimmung war, Leben zu vernichten.

Nach dem dritten Mord war eine Belohnung auf seinen Kopf ausgesetzt worden, und mit jedem weiteren Opfer war sie erhöht worden.

Dieses Geld wollten sich die beiden Privatdetektive Burt McDiarmid und Gordon Yates verdienen. Aus diesem Grund trieben sie sich Nacht für Nacht in den finstersten Winkeln von Soho herum.

Sie verstanden etwas von ihrem Beruf, und sie waren davon überzeugt, daß sie irgendwann einmal auf den Stecher stoßen würden.

Der dunkelhaarige McDiarmid erreichte die Gebäudeecke. Er war vor zehn Minuten auf eine schattenhafte Gestalt aufmerksam geworden. Sie war durch einen kleinen Park gelaufen, und die beiden Detektive versuchten sie nun in die Zange zu nehmen. Deshalb befand sich Yates nicht bei McDiarmid. Sie würden in wenigen Augenblicken aufeinandertreffen.

So war es geplant.

McDiarmid warf einen Blick um die Ecke. Eine einsame, menschenleere Straße lag vor ihm. Das warme Abwasser nährte die grauen Dampfsäulen über den Gullys mit immer neuer feuchter Luft.

McDiarmid bog um die Ecke, ging bis zur Straßenmitte. Der Stecher mußte sich hier irgendwo versteckt haben. Er konnte ihnen nicht entwischt sein, denn sie waren ihm zu dicht auf den Fersen gewesen.

Der Detektiv wich dem Dampf aus, der vor ihm aus dem Gully stieg, ging daran vorbei. Seine Nervenstränge waren straff gespannt. Locker lag sein Finger auf dem Abzug, bereit, sich zu krümmen.

Da!

Eine rasche, huschende Bewegung!
McDiarmid zuckte zusammen. »Halt! Stehenbleiben und Flossen hoch!« rief er mit schneidender Stimme.
»Nicht doch!« kam es aus der Finsternis zurück. »Reg dich ab, Freund! Du willst doch nicht auf deinen Partner ballern!«
Es war Gordon Yates, der jetzt in das Streulicht einer Straßenlaterne trat.
»Wenn du auf mich schießt, bin ich für den Rest meines Lebens sauer auf dich«, sagte Yates.
»Laß den Quatsch!« zischte McDiarmid ärgerlich. »Hast du ihn gesehen?« Er blickte sich verdrossen um.
»Ich hatte leider nicht das Vergnügen«, sagte Yates. Der Detektiv trug Sportschuhe, konnte unheimlich schnell und ausdauernd laufen. Er trainierte jeden zweiten Tag im Hyde Park, joggte sich dort den Streß aus den Gliedern.
»Verdammt noch mal, er *muß* hier irgendwo stecken!« sagte McDiarmid. »Ich kann ihn förmlich riechen.«
Yates grinste. »Was dir da so penetrant in die Nase steigt, ist nicht die Ausdünstung des Stechers, sondern deine eigenen Schweißfüße.«
»Ha, ha«, dehnte McDiarmid. »Heute bist du mal wieder nicht zu bremsen. Zum Teufel, wann wirst du endlich begreifen, daß man in so 'ner ernsten Situation keine blöden Witze reißt?«
»Nie.«
»Das befürchte ich«, knurrte McDiarmid.
Jedes Wort, das sie sprachen, hörte Keenan Aprea, denn er befand sich ganz in ihrer Nähe!
In einem Gullyschacht verbarg er sich. Die übelriechenden Dämpfe stiegen an ihm vorbei nach oben.
Sie zogen sich auch in seine Kleidung. Wohin er auch ging, den Gestank würde er mitnehmen.
Vorsichtig, um kein Geräusch zu verursachen, kletterte er die Eisensprossen hinunter.
Einen Mann hätte er angegriffen, aber sie waren zu zweit, und das behagte ihm nicht. Er sah sich deswegen nicht als Feigling. Er fiel immer nur über seine Opfer her, wenn sie allein waren, das hatte er sich zur Gewohnheit gemacht.
Die Detektive hatten keine Ahnung, daß der Stecher sich langsam absetzte.
Die eisernen Sprossen waren feucht und rostig. Ab und zu krabbelte widerliches Getier über Apreas große Hände, doch das machte ihm nichts aus. Er schüttelte es nicht einmal ab.
Er ließ die letzte Sprosse aus, sprang und landete auf einem schmalen Betonsteg neben der träge vorbeifließenden Kloake.
Er fand, daß die Kanalisation eine großartige Einrichtung war. Man

konnte in diesem weit verzweigten System von Röhren und Gängen untertauchen und an einer anderen Stelle wieder an die Oberfläche kommen.

Von diesem Vorteil wollte Keenan Aprea heute wieder Gebrauch machen.

Es war noch nicht lange her, da hatte ihn die Polizei beinahe in die Enge getrieben.

Die Kanalisation war sein rettender Ausweg gewesen, und die Bullen hatten durch die Finger gesehen.

Als er den Betonsteg entlangeilte, schreckten Ratten auf und rannten quietschend davon.

Er hatte nichts gegen Ratten. Im Gegenteil. Er fühlte sich ihnen seelisch verbunden.

Während McDiarmid und Yates jeden Quadratmeter ihrer näheren Umgebung gewissenhaft unter die Lupe nahmen, setzte sich Aprea zufrieden grinsend von ihnen ab.

Er lief nicht sehr weit. Als wieder mal ein Gullyschacht nach oben führte, kletterte er kurzentschlossen an den Sprossen hoch.

Vorsichtig drückte er den gußeisernen Deckel ein kleines Stück hoch, und im nächsten Moment war ein grausames, mordlüsternes Glitzern in seinen Augen, denn er sah einen Menschen. Ein Mädchen!

Allein!

Ein Opfer!

***

Sie hieß Julie Hudson, war langbeinig und blond; keine richtige Schönheit, aber sie hatte das gewisse Etwas, auf das die Männer flogen.

Julie wußte, wie man Männer umgarnte und womit sie ihnen eine große Freude machte, und sie ließ sich dieses Wissen bezahlen.

Sie schaffte an, ging auf den Strich. Aber sie hatte keinen Zuhälter. So etwas brauchte sie nicht, fand sie.

Diese Kerle nannten sich großspurig ›Beschützer‹, waren in Wirklichkeit aber nur elende Parasiten, die vom Geld ihrer Mädchen lebten, und da spielte Julie nicht mit.

Sie war der Ansicht, daß sie sehr gut auf sich selbst aufpassen konnte. Das war ertragreicher, und sie brauchte sich mit keinem solchen Taugenichts herumzuärgern.

Sie kannte genug Mädchen, die von ihren Freunden regelmäßig verprügelt wurden. Vor allem dann, wenn sie nicht genug Geld ablieferten. Sie bekamen aber auch Dresche, wenn sie nicht so spurten, wie es ihre Zuhälter wollten.

Das fiel bei Julie Hudson alles flach. Sie konnte tun, was sie wollte, und war niemandem Rechenschaft schuldig.

Sie hatte einen atemberaubenden Körper, der so viel Sex ausstrahlte, daß kein normal veranlagter Mann daran vorbeigehen konnte, ohne es zu spüren.

Dennoch hatte Julie heute in ihrem Stammlokal noch keinen Freier aufgerissen. Natürlich hätte es genug Männer gegeben, die gern mit ihr gegangen wären, aber sie waren - finanziell gesehen - schwach auf der Brust, und Julie ging nicht zum Vergnügen auf den Strich.

Deshalb war sie im Begriff, das Lokal zu wechseln. Ihr Ziel war die ›Pine Apple Bar‹.

Julie hatte die Erfahrung gemacht, daß sich das Geschehen hin und wieder aus unerfindlichen Gründen verlagerte. Wenn in ihrem Stammlokal gähnende Langeweile herrschte, ging es im ›Pine Apple‹ zur selben Zeit zumeist hoch her.

Deshalb war sie dorthin unterwegs, und sie nahm die Abkürzung. Das war zwar eine menschenleere, finstere, unheimliche Straße, aber es ersparte ihr fast fünf Minuten.

Mit einer raschen Kopfbewegung warf Julie ihre blonde Mähne zurück. Ein merkwürdiges Gefühl beschlich sie.

Als wenn jemand hinter ihr her wäre…

Zuerst versuchte sie dieses Gefühl zu ignorieren, doch dann warf sie doch einen beunruhigten Blick zurück.

Zu sehen war niemand. Einbildung? fragte sich Julie.

Sie beschleunigte ihren Schritt.

Vielleicht hätte ich doch lieber den anderen, längeren Weg gehen sollen, überlegte das Mädchen. Dieses unangenehme Gefühl wurde stärker. Es *konnte* sich um keine Einbildung handeln.

Julie schaute wieder zurück.

Da passierte es!

Mit großer Kraft wurde ein Gullydeckel hochgestoßen. Heller Dampf schoß empor. Einen kurzen Moment dachte Julie Hudson an eine Explosion, und sie hielt den Dampf für eine Feuersäule.

Gleich darauf erschien ihr der Gullyschacht als eine direkte Verbindung zur Hölle, denn ihm entstieg ein grauenerregender Teufel. Als Julie das riesige Messer sah, wußte sie, mit wem sie es zu tun hatte.

Das war der Stecher von Soho!

Ihr Herz blieb vor Schreck stehen. Sie wollte schreien, doch eine eiskalte Hand schien sich um ihren Hals gelegt zu haben.

Sie vermeinte, den Druck zu spüren, und brachte nicht mehr als ein verzweifeltes Krächzen heraus.

Da ergriff sie die Flucht, und Keenan Aprea folgte ihr. Er verschwendete keinen Gedanken an die beiden Männer, die hinter ihm her waren, konzentrierte sich nur auf sein Opfer, das ihm nicht entkommen durfte.

Die hochhackigen Schuhe behinderten Julie. Sie konnte damit nicht schnell genug laufen, und als sie umkippte, glühte ein heftiger Schmerz in ihrem rechten Knöchel auf.

Sie schüttelte die Schuhe ab. Das kostete sie Zeit, obwohl sie sich beeilte.

Der Stecher kam auf sie zu. Auf Strümpfen lief sie humpelnd weiter. Die nackte Angst war in ihrem Gesicht zu lesen.

Sie biß die Zähne zusammen und versuchte den Schmerz im Knöchel zu ignorieren.

Es war nicht so schlimm, Schmerzen zu ertragen. Schlimmer war es, sterben zu müssen.

Der bullige Killer holte auf. Julie hörte ihn hinter sich keuchen. Wie lange würde es noch dauern, bis er sie erreichte und zustach?

Seit Wochen hatte sich Julie schon überlegt, ob sie sich eine kleine Pistole kaufen sollte. Bisher war sie stets ohne Waffe ausgekommen, aber es konnte einmal eine Situation geben, wo ihr ein solches Ding sehr nützlich gewesen wäre.

An eine solche Situation hatte Julie allerdings nie gedacht.

Keenan Aprea holte sie ein. Er gab ihr einen Stoß, und sie fiel gegen die Hausmauer.

Verstört drehte sie sich um, und als sie in die glitzernden Augen des Mörders sah, entrang sich ihrer Kehle doch ein greller Schrei.

***

McDiarmid und Yates hörten den Schrei.

»Der verfluchte Mistkerl schert sich überhaupt nicht um uns!« stieß Gordon Yates hervor. »Gerade waren wir ihm noch dicht auf den Fersen, und gleich um die nächste Ecke fällt er über ein Mädchen her. Als wären wir überhaupt nicht vorhanden.«

»Komm, Gordon!« keuchte Burt McDiarmid. »Wir müssen dem Mädchen helfen.«

»Hoffentlich kommen wir nicht zu spät!«

Sie liefen durch die dunkle Straße. Yates lag bald vorn. Er bog als erster um die Ecke. McDiarmid bemühte sich, nicht zu weit zurückzubleiben.

Yates wies mit der Pistole auf einen offenen Gullyschacht. »Er entwischte uns durch die Kanalisation. Und hier kam er raus!«

Gordon Yates blieb nicht stehen. Soeben schrie das Mädchen wieder, und im nächsten Augenblick bemerkte Yates die hochhackigen Pumps, die mitten auf der Straße lagen.

Und dann sah er zwei Gestalten. Vage war zu erkennen, daß es sich um ein Mädchen und um einen Mann handelte.

Und der Mann hielt ein Messer in der Hand. Seine Linke umklammerte jetzt die Kehle des Mädchens, während er die Rechte

zum tödlichen Stoß hob.

Gordon Yates' Kopfhaut spannte sich. Er federte in Combatstellung, hielt die Pistole im Beidhandanschlag, um die Treffsicherheit zu erhöhen.

Er keuchte schwer, und sein Herz trommelte wie eine Dampframme. Das blonde Haar hing ihm wirr in die schweißglänzende Stirn.

»Laß das Mädchen los!« brüllte Yates.

»Weg von dem Mädchen!« schrie Burt McDiarmid und blieb neben dem Freund und Partner stehen.

»Laß das Messer fallen!« verlangte Yates. »Das Spiel ist aus! Zwing uns nicht, auf dich zu schießen!«

Julie Hudson hing schluchzend im Griff des Mörders. Keenan Aprea zögerte einen Moment.

Aufgeben? Sollte er kapitulieren? Das kam für ihn nicht in Frage. Er hatte dieses zitternde Mädchen vor sich. Sie war ihm ausgeliefert, und er wollte ihr das Leben nehmen. Er brauchte nur zuzustechen.

Sein Mordtrieb wurde übermächtig. Er konnte nicht mehr denken, konnte sich die Folgen nicht mehr überlegen.

Das angstverzerrte Gesicht des Mädchens verschwamm vor seinen Augen. Ein roter Schleier senkte sich auf sie, und Aprea zögerte nicht länger.

Burt McDiarmid traute seinen Augen nicht. Verdammt, er tut es trotzdem! schrie es in ihm, und gleichzeitig drückte er ab.

Der Schrecken hatte ihn veranlaßt, den Stecher durchzuziehen. Gordon Yates erging es ähnlich.

Keenan Aprea wurde von beiden Kugeln getroffen. Er kippte nach vorn, ließ das Mädchen los, und sein Messer ratschte mit einem häßlichen Geräusch über die Hausmauer.

Julie Hudson sackte ohnmächtig zusammen, als Aprea sie nicht mehr festhielt. Die Panik forderte ihren Tribut.

Obwohl lebensgefährlich verletzt, fuhr der bullige Keenan Aprea kraftvoll herum.

»Verdammt, wieso geht er nicht zu Boden?« preßte Yates aufgeregt hervor. »Was hält ihn auf den Beinen?«

Der Stecher kam mit festem Schritt auf sie zu.

Für McDiarmid war die Spannung schon fast zuviel. »Bleib stehen, Mann, sonst müssen wir noch einmal abdrücken!« keuchte er, Aprea nicht aus den Augen lassend.

Keenan Apreas Atem rasselte. Ein dünner Blutfaden sickerte aus seinem Mundwinkel. Sein verzerrtes Gesicht wies kaum noch menschliche Züge auf.

Gordon Yates wich einen halben Schritt zurück. Nach wie vor hielt er seine Pistole mit beiden Händen. Auch für ihn wurde die Spannung langsam unerträglich.

»Hast du nicht gehört? Bleib stehen, verdammt!« zischte er.

Stumm näherte sich ihm der Killer. Als Aprea die Messerhand hob, gingen Burt McDiarmid die Nerven durch.

Wieder krachte seine Pistole. Eine unsichtbare Faust schien den Stecher zu packen und herumzureißen.

Diesmal blieb Aprea nicht auf den Beinen. Er stolperte und stürzte. Gordon Yates startete sofort.

Er rannte zu Aprea und setzte ihm die Waffe an. Dann entwand er ihm das Messer, mit dem Keenan Aprea so vielen Menschen das Leben genommen hatte.

Es war schwer und eiskalt, und es widerte Yates an. Er wollte es nicht in der Hand behalten, warf es auf den Boden, aber weit genug weg von Aprea.

McDiarmid trat mit vibrierenden Kniescheiben neben Yates. Dieser tastete nach Apreas Halsschlagader.

Der Stecher lag auf dem Rücken. Seine Lider flatterten, und seine Augen bekamen einen seltsamen Glanz.

»Es geht zu Ende mit ihm«, bemerkte Yates und steckte seine Pistole weg.

»Er ließ uns keine Wahl«, knirschte McDiarmid.

»Niemand wird uns einen Vorwurf machen«, sagte Yates und stand langsam auf. »London wird aufatmen. Man wird uns als Helden feiern.«

McDiarmid blickte auf seine Waffe. »Trotzdem hatte ich nicht die Absicht, ihn zu töten.«

»Ich auch nicht, aber vielleicht ist das die bessere Lösung, Burt. Stell dir vor, man hätte ihn zu lebenslanger Haft verdonnert, und ihm wäre nach einem Jahr die Flucht geglückt.«

Keenan Aprea drehte ganz langsam den Kopf zur Seite und starrte mit gebrochenen Augen dorthin, wo sein Messer lag.

Es war vorbei. Er hatte sein böses Leben ausgehaucht.

Yates begab sich zu Julie, die mittlerweile ihr Bewußtsein wiedererlangt hatte, und war ihr beim Aufstehen behilflich. »Bring ihre Schuhe!« bat er seinen Partner.

McDiarmid eilte zurück. Er hob die Schuhe auf und lief noch ein Stück weiter zurück, um den Gully zu schließen, damit niemand in den Schacht stürzte.

»Sind Sie verletzt?« fragte Yates das zitternde Mädchen.

»Nein«, antwortete Julie mit bebender Stimme. »Ich hatte mehr Glück als Verstand. Wenn Sie mir nicht zu Hilfe gekommen wären, wäre ich verloren gewesen. Als ich das zum Stoß erhobene Messer sah, dachte ich, es wäre aus.«

»Ich bin Gordon Yates. Mein Kollege heißt Burt McDiarmid. Wir sind Privatdetektive und versuchten schon seit geraumer Zeit, den Stecher

von Soho unschädlich zu machen.«

»Nun haben Sie's geschafft«, sagte Julie und wischte sich die Tränen von den Wangen.

McDiarmid gab ihr die hochhackigen Pumps. »Danke«, sagte Julie leise. »Ich stehe tief in Ihrer Schuld. Wie kann ich mich erkenntlich zeigen?«

Yates winkte ab. »Ist nicht nötig. Wie Ihnen vielleicht bekannt ist, wurde auf den Stecher von Soho eine Prämie ausgesetzt. Wir kriegen 20.000 Pfund.«

»Die stehen Ihnen zu«, sagte Julie.

Die Schüsse waren natürlich gehört worden, aber in diesem Teil von Soho war so etwas keine Seltenheit, deshalb ließ sich auch so lange niemand blicken.

Aber irgend jemand mußte die Polizei angerufen haben, denn in diesem Moment traf der erste Streifenwagen ein.

***

Tagelang berichteten die Medien über den Fall. Endlich hatten sie mal wieder eine Sensation, die sie ausschlachten konnten. Burt McDiarmid und Gordon Yates wurden zu Helden hochgejubelt. Jedes Kind kannte ihre Namen, und ihre Detektei würde von nun an mit Aufträgen überhäuft werden.

Ich gönnte den beiden Privatdetektiven diesen Erfolg. Sie hatten geschafft, was der Polizei nicht gelungen war.

Männer wie sie waren Mangelware.

Obwohl ich gleichfalls Privatdetektiv war, kannte ich McDiarmid und Yates nicht, aber ich hoffte, sie kennenzulernen.

Eventuell dann, wenn der Rummel um sie etwas abgeflaut war. Im Moment hatten sie wohl keine Zeit für mich.

Obwohl ich die beiden nicht persönlich kannte, wußte ich so ziemlich alles über sie. Wann sie geboren wurden, wo sie aufwuchsen, was sie gemacht hatten, bevor sie sich zusammentaten und ihre Detektei gründeten…

Ich wußte sogar, wie es bei ihnen zu Hause aussah, denn Fernsehteams hatten sich bei ihnen eingeladen, um sie daheim zu interviewen.

Mir sagte mehr zu, wie Gordon Yates seine Wohnung eingerichtet hatte. Die Möbel und Bilder, die ich in McDiarmids Wohnung sah, trafen nicht ganz meinen Geschmack.

Yates war auch derjenige, der das losere Mundwerk hatte. In seiner Art - nicht in seinem Aussehen - erinnerte er mich ein bißchen an meinen amerikanischen Freund Noel Bannister.

Ich saß allein im Livingroom, hatte ein Glas Pernod in der Hand und sah fern.

Vicky Bonney befand sich in ihrem Arbeitszimmer und schrieb an ihrem neuesten Buch.

Jubilee lag im Bett. Sie fühlte sich nicht wohl. Was ihr fehlte, wußten wir nicht. Nicht einmal sie selbst konnte es uns sagen. Wir nahmen an, es wäre eine vorübergehende Unpäßlichkeit, und wir hofften, daß es dem jungen Mädchen, nach dessen Eltern nach wie vor gesucht wurde, morgen wieder besser ging.

Ich nahm einen Schluck von meinem Drink. Boram, Roxane und Mr. Silver waren außer Haus.

Das TV-Magazin war als Wochenrückblick gestaltet, und ich sah auch wieder McDiarmid und Yates.

Manche Reporter stellten ihnen idiotische Fragen. »Sie haben den Stecher von Soho zur Strecke gebracht. Wie fühlen Sie sich nun?« lautete zum Beispiel eine Frage.

»Nicht schlecht«, antwortete McDiarmid.

»Keine Gewissensbisse? Sie haben immerhin einen Menschen erschossen.«

»Das hätten wir nicht getan, wenn der Mann uns dazu nicht gezwungen hätte!« erwiderte Gordon Yates sauer. »Es war Notwehr.«

Ich konnte seinen Ärger verstehen. Was erwarteten die Reporter von ihm? Daß er sich als Verbrecher fühlte?

»Spürten Sie so etwas wie Triumph, als Keenan Aprea tot vor Ihnen lag?« wurden sie gefragt.

»Nicht Triumph«, antwortete McDiarmid. »Aber Erleichterung.«

»Haben Sie schon einmal einen Menschen erschossen, Mr. McDiarmid?«

»Nein, noch nie.«

»Und Sie, Mr. Yates?«

»Ich natürlich auch nicht«, antwortete Gordon Yates. »Wissen Sie, was mich interessieren würde? Wie Sie uns sehen. Sind wir in Ihren Augen Gangster? Eiskalte Killer?«

Yates drehte den Spieß um. Plötzlich stellte *er* die Fragen. Mir gefiel die Art, wie er mit den Reportern umsprang. Am liebsten hätte ich ihm Szenenapplaus gespendet.

Ich leerte mein Glas und erhob mich.

Es war der Tag, an dem Keenan Aprea beerdigt wurde. Angeblich hatten dem Stecher von Soho viele Menschen das Letzte Geleit gegeben, jedoch nicht, um ihn zu ehren, sondern aus Neugier, und vielleicht auch deshalb, um zu sehen - und zwar mit eigenen Augen -, daß man ihn wirklich begrub.

Als ich gerade am Fenster vorbeigehen wollte, fuhr draußen ein Rolls-Royce vor. Aus dem silbernen Wagen stiegen Tucker Peckinpah und sein Leibwächter.

Ich verließ das Wohnzimmer. Sie brauchten nicht zu läuten. Ich

öffnete die Tür rechtzeitig und ließ sie ein.

Peckinpah, der reiche, sechzigjährige Industrielle, war wie immer erstklassig gekleidet. Sein Haar war stark gelichtet, aber er trug trotzdem so gut wie nie einen Hut.

Cruv hatte hingegen häufig eine schwarze Melone auf dem Kopf, um größer zu wirken. Schließlich war er ein Gnom.

Daß er das Herz eines Löwen hatte, sah man ihm nicht an, und auch nicht, daß er sich für Tucker Peckinpah in Stücke reißen lassen würde, wenn Gefahr drohte.

Er nahm beim Eintreten die Melone ab. Er war häßlich, aber ungemein sympathisch.

Ich sagte den beiden, daß ich mich über ihren Besuch freute, und begab mich mit ihnen in den Livingroom. Als ich Vicky holen wollte, bestand der Industrielle darauf, daß ich sie arbeiten ließ.

Wir setzten uns. Irgend etwas fehlte mir an Peckinpah.

Die Zigarre!

Ohne Zigarre kein Tucker Peckinpah, da war er irgendwie nicht vollständig, und er schien auch schon nach kurzem etwas zu vermissen.

Als er sich den Lungentorpedo endlich anzündete, wofür er wie immer sehr viel Sorgfalt verwendete, schob ich ihm einen Aschenbecher zu und stellte mit Hilfe der Fernbedienung den Fernsehapparat ab.

Meine Freunde und ich hatten in letzter Zeit viel um die Ohren gehabt. Ich hatte mich nach einer Verschnaufpause gesehnt - und bekommen.

Inzwischen fühlte ich mich wieder fit und zu neuen Taten bereit, doch wir hörten nichts von Terence Pasquanell, dem Zeit-Dämon, nichts von Professor Mortimer Kull, der es aus eigener Kraft geschafft hatte, zum Schwarzblütler zu werden, und auch nichts von Yul, dem neuen Besitzer des Höllenschwerts. [1]

Peckinpah steckte sein Feuerzeug ein und fragte mich, ob ich die Geschichte mit dem Stecher von Soho mitbekommen hätte.

»Selbst wenn ich blind und taub wäre, wüßte ich davon«, sagte ich. »Die Sache ging ja durch alle Medien.«

Der Industrielle blies eine große blaue Wolke aus, die uns langsam einhüllte. »Ja, unsere Journalisten sind auf Draht.«

»Heute wurde Keenan Aprea beerdigt«, sagte ich.

»Um den hat niemand geweint«, bemerkte der Gnom.

Ich schaute ihn überrascht an. »Warst du auf dem Friedhof?«

Cruv nickte. »Mit Tuvvana.«

»Wozu? Entwickelst du dich zum kleinen Sensationsgeier?« fragte ich den Knirps.

»Ich habe ihn gebeten, an der Beerdigung teilzunehmen«, sagte

Tucker Peckinpah.
»Hatten Sie dafür einen besonderen Grund?« wollte ich wissen.
»Keinen Grund. Mehr eine Ahnung, eine Befürchtung«, erwiderte der Industrielle.
»Was haben Sie befürchtet, Partner?« fragte ich. Wir waren wirklich Partner.
Ich war von ihm vor Jahren auf Dauer engagiert worden. Diese einmalige Verbindung hatte der schwarzen Macht schon einige schwere Niederlagen bereitet.
»Keenan Aprea war ein böser, grausamer Mensch, ein Teufel in Menschengestalt, könnte man sagen. Was er getan hat, mußte die volle Zustimmung der Hölle gefunden haben…«
»Und plötzlich erschießt man ihn«, unterbrach ich den Industriellen. »Und Sie meinen, die Hölle könnte das als einen gegen sich gerichteten Akt werten und irgend etwas unternehmen?«
»Finden Sie, daß dieser Gedankengang überspitzt ist, Tony?« fragte Tucker Peckinpah. Er schlug ein Bein über das andere und paffte kräftig. Ich als Nichtraucher hatte es aufgegeben, ihm klarmachen zu wollen, daß es gesünder gewesen wäre, in Zukunft die Finger von den Zigarren zu lassen. Vor Krebs konnte auch Reichtum nicht schützen.
Ich musterte den Industriellen. Er war leicht rundlich, aber für sein Alter noch recht gut in Form.
»Wurden Ihre Befürchtungen bestätigt?« fragte ich, weil mir etwas schwante.
»Cruv!« sagte Tucker Peckinpah.
Der Gnom griff in die Innentasche seines Maßjacketts und holte einen gelben Umschlag heraus. Wortlos legte er ihn auf den Tisch und schob ihn mir mit spitzen Fingern zu.
»Was ist da drin?« fragte ich.
»Mach den Umschlag auf, dann weißt du es«, gab Cruv zurück.
Ich öffnete das Kuvert, mehrere Fotografien rutschten heraus und fielen auf den Tisch.
Ich reihte die Bilder nebeneinander auf und ließ meinen Blick darübergleiten.
Ein Friedhof… Menschen… Gräber… Ein Sarg… Ein offenes Grab…
Aufnahmen, die auf Keenan Apreas Beerdigung gemacht worden waren.
»Wer hat die Bilder geschossen?« fragte ich und blickte Cruv an. »Du?«
Der Kleine schüttelte den Kopf. »Ein Reporter. Ich habe ihm die Abzüge abgekauft.«
»Wozu?« fragte ich. »Fürs Familienalbum eignen sie sich wohl kaum.«
»Würden Sie sich die Bilder genau ansehen, Tony?« verlangte Tucker Peckinpah. »Und sagen Sie uns anschließend, ob Sie irgend jemanden

darauf erkennen.«

»Wenn Sie das sagen, kenne ich bestimmt jemanden«, erwiderte ich und beugte mich über die Aufnahmen. Plötzlich gab es mir einen Stich.

Ich hatte auf einem der Fotos unter den ›Trauergästen‹ ein bildschönes Mädchen entdeckt.

Sie hatte dunkle Augen und kastanienbraunes Haar.

»Arma!« entfuhr es mir, und mein fiebernder Blick suchte die gefährliche Zauberin auch auf anderen Bildern.

Ich sah sie mehrmals, und ihr schien es als einzigem nicht recht zu sein, daß Keenan Aprea tot war.

Enttäuschung spiegelte sich in ihren makellosen Zügen.

»Ihr scheinen die Greueltaten des Stechers von Soho imponiert zu haben«, sagte Tucker Peckinpah.

»Und nun könnte sie irgend etwas im Schilde führen«, sagte Cruv.

»Jemand sollte sich darum kümmern«, bemerkte der Industrielle.

Mit ›Jemand‹ konnte er eigentlich nur mich meinen. Ich war sofort seiner Meinung.

***

In manchen Grablaternen zuckten die kleinen Flämmchen brennender Kerzen zum Zeichen dafür, daß man der Toten gedachte.

Welkes Laub knisterte und raschelte unter schnellen Schritten. Eine schlanke Gestalt ging durch die schwarze Dunkelheit, die unter den mächtigen Kronen alter Bäume lag.

Niemand sonst befand sich auf dem finsteren, stillen Friedhof. Am Tag war hier viel los gewesen, doch jetzt hatten die Toten wieder ihre Ruhe.

Im Gezweig schrie ein Nachtvogel. Schaurig flog sein Ruf durch die Finsternis. Ein kalter Atem wehte über die Gräber, und der Mond versteckte sich hinter einer dichten Wolkendecke, als wollte er nicht sehen, was auf dem Friedhof geschah.

Arma blieb zwischen zwei Koniferen stehen, die von einer Windbö geschüttelt wurden.

Ihr Blick schweifte über den finsteren Gottesacker. Der Tod hatte nichts Unheimliches für sie. Er war auch nichts Endgültiges. Arma war ein Wesen, das keinen irdischen Gesetzen unterlag.

Ihr standen Zauberkräfte zur Verfügung, die sie ungemein gefährlich machten.

Sie war mit dem Silberdämon Metal befreundet. Zur Zeit befand er sich mit Mago, dem Schwarzmagier, in einer anderen Dimension, aber sie hatten vereinbart, sich hier auf der Erde bald zu treffen.

Bis dahin wollte Arma aber nicht untätig sein. Erst kürzlich hatte sie versucht, sich zwei magische Diamanten, die man ›die Augen des

Todes‹ nannte, zu verschaffen. [2]

Leider hatte nicht sie, sondern die Totenpriesterin Yora das Rennen gemacht, aber Arma gab die Hoffnung nicht auf, eines Tages die Augen des Todes zu besitzen.

Am Ende des Gottesackers, neben dem großen Friedhofstor, stand ein kleines, dunkles Haus.

Zwei Fenster waren erhellt. Der Totengräber Jon Morell wohnte dort, und ihn wollte Arma aufsuchen.

Unbemerkt näherte sie sich dem einsamen Haus. Es gab nicht viele Menschen, denen es nichts ausmachte, darin zu leben.

Jon Morell störte es nicht. Er stand mit dem Tod gewissermaßen auf du und du. Tote gehörten zu seinem Beruf.

Man brachte sie, und er begrub sie. Wenn er Gräber aushob, stieß er auf die Gebeine von Menschen, die ein anderer Totengräber bestattet hatte.

Angst vor Gestorbenen hatte Morell nicht. Vor Arma jedoch mußte er sich fürchten, denn sie verkörperte das Böse.

Morell trank gern. Das war eine ›Berufsleidenschaft‹. Es gab wohl kaum einen Totengräber, der abstinent war.

Mit schlurfenden Schritten durchmaß Jon Morell das Wohnzimmer, öffnete einen Schrank aus Kirschholz und goß sich einen großen Klaren ein.

Es war an diesem Abend bereits der fünfte. Morell spürte auch schon die Wirkung der vier vorangegangenen Schnäpse.

Seine Augen glänzten. Er leckte sich häufig die Lippen, und er stand nicht mehr ganz sicher auf den Beinen.

Aber wen störte das? Wenn er sich die richtige Schlagseite angetrunken hatte, würde er nach nebenan gehen und wie ein Stein ins Bett fallen.

Seine Hand zitterte ein wenig, als er das randvolle Glas an seine Lippen führte. Um nichts zu verschütten - denn Schnaps war für ihn etwas Kostbares -, trank er erst mal einen kleinen Schluck.

Plötzlich war ihm, als würde er jemanden draußen vor dem Fenster stehen sehen.

Nicht im Traum dachte er daran, daß es sich um einen Spuk handeln könnte, und er glaubte auch nicht, daß einer der Toten sein Grab verlassen hatte.

Wenn tatsächlich jemand dort draußen stand, konnte es seiner Ansicht nach nur jemand sein, der zu lange auf dem Friedhof geblieben war, vielleicht in Gebete vertieft, und der nun nach Hause gehen wollte.

Aber bei Einbruch der Dunkelheit wurden alle Tore geschlossen.

Jon Morell würde keine Schwierigkeiten machen. Zumeist bekam er von solchen Leuten ein ansehnliches Trinkgeld.

Auch diesmal rechnete er damit.

Bevor er sich zum Fenster begab, leerte er sein Glas. Dann schob er den alten, vergilbten Vorhang zur Seite und schüttelte verwirrt den Kopf, denn was er sah, konnte es nicht geben.

Er sah nur Augen!

Sie befanden sich in keinem Gesicht, schienen am Fensterglas zu haften - wie Aufkleber.

Aber sie waren nicht starr. Sie schienen zu leben. Morell glaubte sogar erkennen zu können, daß die Lider zuckten.

Verdattert trat er näher heran. Wer hatte diese Augen ans Fenster geklebt? Handelte es sich um den Streich von ein paar Halbstarken, die ihn narren wollten?

Oder hatte er einen Schnaps zuviel erwischt und halluzinierte nun?

Er trat noch näher an das Fenster. Dieser merkwürdige Blick war ihm nicht geheuer. Er glaubte fast, daß die Augen ihn zu hypnotisieren versuchten.

Der Totengräber kam sich lächerlich vor, weil er sich unbehaglich fühlte. Jene, die ihm diesen Streich spielten, lachten sich jetzt wahrscheinlich schief über ihn.

Zögernd streckte er die Hand aus. Seine Finger berührten das glatte Glas. Die Augen mußten außen kleben.

Morell öffnete einen Fensterflügel. Kalter Nachtwind fuhr ihm ins Gesicht. Er hielt unwillkürlich den Atem an.

Der Wind strich auch über die Augen. Fest schienen sie nicht am Glas zu kleben, denn plötzlich fuhr der Wind unter sie und hob sie ab.

Wie zwei Schmetterlinge flatterten die beiden Augen hoch, aber sie verschwanden nicht. Sie kehrten um und wehten, immer schneller werdend, auf Morell zu.

Schreckensbleich wich er zurück. Er wollte von diesem seltsamen Augen nicht berührt werden, konnte es aber nicht verhindern. Sie legten sich auf seine Stirn.

Er spürte es ganz deutlich. Eiskalt waren sie. Unnatürlich kalt! Und diese Kälte ›brannte‹ sich in seinen Kopf.

Anders wußte er es nicht zu bezeichnen. Ja, es war ein kaltes Brennen.

Erschrocken wischte er sich über die Stirn. Er litt unter schweren Gleichgewichtsstörungen, stöhnte unter Schmerzen und taumelte durch das Wohnzimmer.

Was ihm im Weg stand, rannte er um. Panik befiel ihn; Todesangst.

Er rannte ins Bad und starrte in den Spiegel. Er rechnete damit, die Augen auf seiner Stirn zu sehen, doch dort befand sich nichts.

Was war los mit ihm? War er übergeschnappt? Er schaute seinem Spiegelbild in die Augen - und sah in *fremde* Augen! Das waren nicht seine eigenen. Es waren diese anderen Augen, in die er blickte.

Dafür hatte sein benebelter Geist nur eine Erklärung: Delirium tremens!

Auch das Mädchen, das er nun im Spiegel hinter sich stehen sah, mußte eine Halluzination sein.

Wütend schlug er mit der Faust den Spiegel entzwei. Jetzt war das Mädchen weg, doch als er sich umdrehte, sah er sie wieder, und ihr Blick war kalt und grausam.

***

Tucker Peckinpah verzichtete auf seinen Leibwächter, denn Cruv wollte mit mir den Friedhof aufsuchen, auf dem man Keenan Aprea zur Letzten Ruhe gebettet hatte.

Ich sagte nur schnell Vicky Bonney Bescheid, damit sie wußte, wo ich war, dann verließen wir mein Haus.

Der Industrielle fuhr heim. Wenn ich seine Unterstützung brauchte, konnte ich ihn rund um die Uhr anrufen, das wußte ich, das brauchte er mir nicht extra zu sagen.

Cruv stieg auf der Beifahrerseite in meinen schwarzen Rover. Er klemmte seinen Ebenholzstock zwischen die Knie.

Der Stock war eine Waffe, doch das sah man dem Ding nicht an. Und Cruv konnte damit hervorragend umgehen.

Er sagte, es würde ihn mächtig freuen, mal wieder mit mir zusammenarbeiten zu können.

Nun, wie eine ›Zusammenarbeit‹ kam mir das Ganze noch nicht vor. Wir fuhren ja nur zum Friedhof, um dort ein bißchen nach dem Rechten zu sehen.

»Leg den Gurt an!« sagte ich zu dem Knirps.

Sobald das Schloß klickte, fuhr ich los. Es war wenig Verkehr. Wir kamen zügig durch die Stadt. Am Tag hätten wir fast doppelt so lange gebraucht.

Zwanzig Minuten, nachdem wir Paddington verlassen hatten, stoppte ich den Rover neben der Backsteinmauer, die den Gottesacker einfriedete.

Ich schlug freundschaftlich grinsend auf Cruvs Knie. »Du kannst aufwachen. Wir sind da.«

»Ich habe nicht geschlafen«, gab der Gnom zurück.

»Du warst verdächtig still während der Fahrt«, sagte ich.

»Ich habe nachgedacht. Arma ist ein Biest. Sie kann uns eine Menge Schwierigkeiten machen.«

Der Kleine brauchte mir nicht zu sagen, wie Arma war. Ich kannte sie leider nur zu gut. Immer wieder hatten wir mit ihr zu tun. Ob sie nun mit Metal zusammen war oder nicht, sie war immer eine sehr gefährliche Gegnerin, der ich schrecklich gern den schlanken Hals umgedreht hätte, aber sie ließ sich nicht erwischen.

Arma sah in mir keinen ernst zu nehmenden Feind mehr, seit ich das schwarze Marbu-Gift in mir hatte. Sie glaubte, daß dieses Gift mich langsam, aber sicher zu einem schwarzen Wesen machen würde.

Wir stiegen aus. Ich hatte nicht vor, jemanden zu bitten, uns einzulassen. Cruv und ich wollten uns nur mal umsehen. Dazu hätten wir wohl kaum eine Erlaubnis bekommen, und wenn ich die Geschichte von Arma erzählt hätte, wäre man mir mit einer Zwangsjacke nachgelaufen.

Es war für Nichteingeweihte fast unmöglich, all die Dinge zu glauben, die ich schon erlebt hatte.

»Wir klettern über die Mauer«, sagte ich zu meinem kleinen Begleiter.

Für Cruv war die Friedhofsmauer eine hohe Hürde, aber mit meiner Hilfe würde es ihm nicht schwerfallen, drüberzukommen.

Ich packte den Gnom einfach und hob ihn hoch. Schwungvoll stellte ich ihn auf die Mauerkrone.

»Ist die Luft auf dem Friedhof rein?« fragte ich.

»Sieht ganz danach aus.«

»Dann spring«, sagte ich, und der Gnom gehorchte sofort.

Ich folgte dem Kleinen. »Die Melone hättest du im Wagen lassen können«, brummte ich. »Hier kommt sie mir reichlich deplaciert vor.«

»Stört sie dich?« fragte der Kleine.

»Solange du nicht auch noch mit Schirm und Charme ankommst…«, sagte ich schmunzelnd. »Komm! Bleib neben mir und zeig mir Keenan Apreas Grab.«

Der Gnom hatte einen ausgezeichneten Orientierungssinn. Zielsicher führte er mich dorthin, wo der Stecher von Soho begraben lag.

Da der Mond nicht schien, war es so dunkel auf dem Friedhof, daß man kaum die Hand vor Augen sah. Totenstille herrschte, aber ich wagte nicht, dieser Ruhe zu trauen.

Ich nahm einen magischen Wurfstern in die Hand. Als Cruv das sah, fragte er sofort: »Irgend etwas nicht in Ordnung, Tony?«

»Nur für alle Fälle«, gab ich zurück. »Ist es noch weit bis zu Apreas Grab?«

»Nur noch ein paar Schritte«, antwortete der Kleine.

Ich besaß drei silberne Wurfsterne. Sie hatten die Form des Drudenfußes. In die Schenkel waren weißmagische Symbole und Sprüche graviert, und außerdem war das Silber geweiht.

Einem rangniedrigen Dämon - einem Ghoul zum Beispiel - konnte ich mit so einem Stern den Garaus machen.

Arma würde ich damit nicht töten können, aber wenn ich sie damit traf, würde sie zu kämpfen vergessen und alles tun, um den Stern so schnell wie möglich loszuwerden.

Das würde mir einen wertvollen Zeitvorteil einbringen.

Aber Arma ließ sich nicht blicken. Wohin war sie nach der Beerdigung gegangen? War sie nachher noch einmal hier gewesen?

Was führte die Zauberin im Schilde? Wenn ich sie tötete, zog ich mir Metals persönlichen Haß zu, aber das würde mich nicht davon abhalten, sie zu vernichten, falls sich eine Gelegenheit dazu bot.

»Das ist die Grabreihe«, sagte Cruv und wies mit seinem Stock in die Dunkelheit. »Das sechste oder siebente ist das von Keenan Aprea.«

Es war das siebente Grab. Keine Blumen, keine Kränze. Nur ein nackter Erdhügel. Wir standen davor, und ich dachte das, was Cruv im gleichen Augenblick aussprach. »Ob er da noch drinnen ist?«

Es war durchaus möglich, daß Arma dem Stecher von Soho die Rückkehr aus dem Totenreich ermöglicht hatte.

Ein Geräusch drang an mein Ohr!

Ich fuhr herum, vermeinte in der Dunkelheit eine Gestalt vor einem Baum stehen zu sehen, überlegte nicht lange, sondern ließ mein Handgelenk vorschnellen. Der Silberstern flitzte durch die schwarze Nacht - und hackte in die Baumrinde.

Cruv scheute mich überrascht an. »Hast du wen gesehen?«

»Mir war so«, antwortete ich. »Aber ich muß mich geirrt haben. Bleib hier stehen. Ich sehe mich ein bißchen um.«

»Soll ich dich nicht begleiten?«

»Nicht nötig«, sagte ich und eilte davon.

Ich holte mir meinem Stern wieder, ging in die Hocke und suchte den Boden ab. Ich ertastete den Abdruck eines Schuhs.

Es mußte vorhin also doch jemand hier gestanden haben!

Ich schaute hinter den Baum. Nichts. Aber nicht weit von mir entfernt zitterten Zweige, die bestimmt nicht der Wind bewegt hatte.

Ich lief an mehreren Grabsteinen vorbei, Übersprang zwei Erdhügel und sah plötzlich, wie sich mir aus dem lockeren Erdreich eine bleiche Totenhand mit gespreizten Fingern entgegenstreckte!

***

Cruv wartete. Argwöhnisch ließ der Gnom immer wieder den Blick durch die Finsternis schweifen.

Er dachte an Mr. Silvers Dämonenradar. Wenn ein Feind sich nicht gewissenhaft abschirmte, registrierte der Ex-Dämon sofort seine Nähe.

So eine Fähigkeit hätte der Gnom auch gern besessen, aber er war weder ein Magier noch ein Dämon. Er war lediglich ein Wesen aus einer anderen Dimension, das sich keiner magischen Fähigkeiten bedienen konnte.

Die einzige Magie, die ihm zur Verfügung stand, war in den drei Metallspitzen, die sich in seinem Stock befanden.

Eine kurze Drehung am klobigen Silberknauf genügte, dann schnellten die Spitzen unten heraus, und Cruvs harmlos aussehender

Stock wurde zu einem gefährlichen Dreizack.

Tony hatte sich so weit von Keenan Apreas Grab entfernt, daß ihn Cruv nicht mehr sah und auch nicht hörte.

Dafür nahm der Gnom etwas anderes wahr: ein schleifendes Geräusch, ganz in der Nähe, so leise, daß man es fast überhören konnte.

Aber Cruv hatte die Ohren gut gespitzt.

Er wußte nur noch nicht genau, woher dieses Schleifen kam. War es möglich, daß es aus dem frischen Grab drang?

Cruv trat einen halben Schritt vor und beugte sich vorsichtig über den Hügel. Er hielt den Atem an und lauschte angestrengt, doch im Moment war überhaupt nichts zu hören.

Sicherheitshalber nahm Cruv seinen Stock in beide Hände, um sich sofort wehren zu können, falls er angegriffen werden sollte.

Bewegte sich Keenan Aprea unter der Erde? Arbeitete der Stecher von Soho an seiner Befreiung?

Mit Armas Zauberkraft wäre ihm das möglich gewesen.

Cruv richtete sich langsam wieder auf. Ganz schmal waren seine Augen jetzt. Man sah ihm an, wie gespannt seine Nerven in diesem Moment waren.

Er witterte eine Gefahr, und er hätte gern gewußt, woran er war. Sollte er Tony Ballard zurückrufen?

Noch war es nicht nötig. Noch konnte sich Cruv einreden, mit der möglichen Gefahr allein fertigzuwerden.

Vielleicht reagierte ein Ghoul auf seine Nähe. Nicht alle Leichenfresser begnügten sich mit Toten. Es gab viele Ghouls, die auch über Lebende herfielen. Bei diesem Gedanken schlug Cruvs Herz ein paar Takte schneller.

Ghouls wohnten vorwiegend auf Friedhöfen, oder, besser gesagt: unter Friedhöfen. Sie gruben mit ihren schaufelähnlichen Händen Gänge von Grab zu Grab.

Ein richtiges Labyrinth konnte dabei entstehen, in dem nur sie sich zurechtfanden.

Der Gnom überlegte, ob er nicht lieber zu Keenan Apreas Grab zurückkehren sollte.

Die Entscheidung wurde ihm abgenommen, denn plötzlich war jemand hinter ihm!

Cruv fuhr herum - und sah einen Mann. Breitbeinig stand er da, eine Spitzhacke zum Schlag erhoben!

***

Die bleiche Hand griff nach mir, wollte nach meinem Knöchel fassen. Meine Kopfhaut zog sich zusammen.

Ich drehte mich, stieß mich vom Boden ab und versuchte mich mit

diesem kraftvollen Sprung in Sicherheit zu bringen.
Dabei verlor ich das Gleichgewicht und konnte nicht verhindern, daß ich zwischen zwei Grabhügeln auf den Rücken fiel.
Die Zeit hatte nicht gereicht, um die Luft rasch auszustoßen. Sie wurde in meinen Lungen gepreßt, und mir war, als würde mein Brustkorb von allen Seiten mit glühenden Nadeln gepickt.
Ich blieb nicht liegen, denn wo eine Hand war, da mußte auch ein kompletter Gegner sein, und der würde versuchen, mich zu packen, wenn ich ihn nicht schnellstens unschädlich machte.
Mit einem jähen Ruck setzte ich mich auf. Ich rechnete damit, von meinem Feind jetzt schon mehr zu sehen, doch ich erblickte überhaupt nichts.
Nicht einmal mehr die Hand!
Ich strich mit den Händen hastig über den Boden, suchte die Öffnung, die die bleiche Hand geschaffen haben mußte, aber es gab keine.
Da begriff ich: Die Hand war eine Sinnestäuschung gewesen!
Ein böser Zauber mußte sie geschaffen haben.
Armas Zauber!
Und ich war darauf hereingefallen. Ich ärgerte mich darüber maßlos. Arma hatte mich abgelenkt und aufgehalten.
Sie spielte mit mir Katz und Maus, diktierte das Geschehen. Ich handelte so, wie sie es wollte, und das paßte mir nicht.
»Arma!« brüllte ich und sprang auf.
Sie konnte mich bestimmt hören, aber es schien ihr nicht wichtig zu sein, mir zu antworten.
Wer war schon Tony Ballard für sie? Ein kleines, unbedeutendes Licht, das ihr nichts anhaben konnte.
Ein Mensch, dessen Niedergang vorgezeichnet war, der schwarzes Gift in sich trug, das ihn immer mehr verseuchte, und der nicht wußte, wie er es loswerden konnte.
Sie hatte recht, wenn sie so über mich dachte, aber mich ärgerte es über die Maßen, und wenn ich eine Chance bekam, ihr zu beweisen, daß ich noch lange nicht ihr schwarzer Bruder war, würde ich es tun.
Ich würde sie vernichten, bei Go…
Bei…
Das Wort machte mir Schwierigkeiten. Mir war klar, daß Marbu daran schuld war, und ich zwang meinen Geist - gegen den Willen der Marbu-Kraft -, das Wort ›Gott‹ zu formulieren.
Die Zeit war hart für mich, denn ich mußte nicht nur gegen reale Feinde kämpfen, sondern ich trug auch einen gefährlichen, unsichtbaren Feind in mir.
»Arma!« rief ich, so laut ich konnte. Meine Stimme wehte mit dem Wind über den gespenstisch vor mir liegenden Totenacker. »Ich weiß,

daß du mich hören kannst! Was immer du im Schilde führst, ich werde es verhindern! Es wird mir eine Freude sein, deine teuflischen Pläne zu durchkreuzen!«

Sie nahm meine Worte zur Kenntnis, reagierte aber nicht darauf. Garantiert hielt sie das, was ich gesagt hatte, für eine leere Drohung, für ein lächerliches Säbelgerassel.

Aber, verdammt noch mal, bei der ersten Gelegenheit, die sich mir bot, würde ich beweisen, daß ich es sehr ernst meinte.

Ich hörte das Klirren von Metall.

Und dann einen langgezogenen Schrei: »Tooonyyy!«

Das war Cruv. Er brauchte Hilfe!

***

Jon Morell hieb mit der Spitzhacke zu.

Die Schrecksekunde hätte den Gnom beinahe das Leben gekostet. Im allerletzten Augenblick konnte er noch zurückspringen, und die Spitzhacke verfehlte ihn um wenige Millimeter.

Cruv wurde so bleich wie ein Laken. Fast hätte es ihn erwischt. Er konnte das noch nicht richtig verdauen, da schlug der Totengräber schon wieder zu.

Morell wußte die Spitzhacke hervorragend zu handhaben. Er arbeitete fast täglich damit, hatte es genau raus, wie man sie kräftesparend und effektvoll einsetzte.

Cruv parierte den zweiten Hieb, indem er den Ebenholzblock mit beiden Händen nach oben stieß.

Aber die Wucht des Schlages ließ Cruvs Arme einknicken, wodurch sich das blanke spitze Eisen beinahe in seine Melone gebohrt hätte.

Und unter der Melone befand sich unglücklicherweise sein Kopf.

Der Gnom bemühte sich, sich besser auf den Mann einzustellen. Würde es ihm gelingen, Oberwasser zu bekommen?

Im Moment sah es nicht danach aus. Jon Morell ging mit einer Vehemenz auf ihn los, der Cruv nur sehr wenig entgegenzuhalten wußte. Immer wieder drang Morell auf den Kleinen ein.

Cruv sprang zwischen den Hieben hin und her, konnte sich nur auf die Abwehr beschränken.

Dabei wäre es ungemein wichtig gewesen, den Totengräber anzugreifen, um aus der Defensive herauszukommen. Ein einziger Angriff hätte das Blatt wenden können, doch Morell ließ keine Attacke von Cruv zu.

Der häßliche Gnom wich zurück. Er verteidigte sich schwer keuchend. Mit so manchem Dämon hatte es der Kleine nicht so schwer gehabt wie mit Jon Morell. Der Mann mußte besessen sein.

Es gelang ihm erst nach mehreren vergeblichen Versuchen, mit dem Silberknauf durchzukommen.

Er traf den Körper des Gegners. Jon Morells Gesicht verzerrte sich. Ein Beweis dafür, daß Cruv mit seiner Annahme richtig lag: Der Totengräber war von einer bösen Kraft besessen. Er wußte wahrscheinlich nicht, was er tat. Die schwarze Kraft lenkte ihn, zwang ihn zu handeln, schaltete seinen eigenen Willen aus.

Das alles verriet dieser eine Treffer, denn der dicke Silberknauf war geweiht.

Morell riß verstört die Augen auf, aber er hatte sich ungewöhnlich rasch wieder gefangen. Erneut trat die Spitzhacke in Aktion. Gleichzeitig sprang Cruv zur Seite und stach mit dem Stock zu.

Aber auch Morell wich aus. Sie drehten sich. Cruv rechnete damit, daß der Totengräber die Spitzhacke wieder hochschwingen würde, doch das tat dieser nicht.

Er schlug waagerecht nach dem Gnom. Der Treffer war hart und schmerzhaft. Er riß Cruv die Melone vom Kopf und fegte den Gnom zur Seite. Er fiel gegen einen Grabstein, verlor seinen Ebenholzstock und stürzte schwer zu Boden.

Der Schwung der Spitzhacke reichte noch aus, um gegen den Grabstein zu prallen, neben dem Cruv lag.

Das metallische Klirren war weithin zu hören, und Cruv schrie aus Leibeskräften: »Tooonyyy!«

***

Cruv mußte sich in großer Bedrängnis befinden, sonst hätte er nicht so geschrien. Ich wählte den direkten Weg zu ihm, sprang über Grabhügel und -platten, setzte über steinerne Grabeinfassungen und gepflegte Zierpflanzen hinweg.

Ich war in großer Sorge um meinen kleinen Begleiter.

Hatte Arma mich ausgetrickst und sich anschließend des Gnoms angenommen? Oder hatte es Cruv gar mit Keenan Aprea zu tun?

Ich blieb mitten im Sprung mit dem Ärmel an einem Grabkreuz hängen. Beinahe wäre ich gestürzt.

Ich verrenkte die Glieder, ruderte mit den Armen und behielt mein Gleichgewicht. Dann endlich sah ich Keenan Apreas Grab. Es hatte sich nicht verändert. Aber wo war Cruv?

»Cruv!« rief ich, und ein ekelhaftes Gefühl entstand in meiner Magengrube.

Ich lief ein paar Schritte weiter. Keine Spur von Cruv. Keine Spur aber auch von einem Angreifer.

Warum, zum Teufel, hatte der Gnom so geschrien? Als ich den nächsten Schritt machte, trat ich auf etwas.

Cruvs Melone! Mein Herz tat einen schmerzhaften Schlag.

Ich eilte weiter, und plötzlich bildete sich auch noch ein dicker Kloß in meiner Kehle.

In der tintigen Dunkelheit lag jemand auf dem Boden.
Eine kleine Gestalt.
Cruv!
Mein Herzschlag drohte auszusetzen. »Cruv!« preßte ich erschrocken hervor. »Cruv!«
Da er nicht antwortete, befürchtete ich das Schlimmste. Ich spürte kalten Schweiß auf meiner Stirn.
Mit wenigen Schritten war ich bei dem Gnom, der sich nicht regte. Fahl leuchtete mir sein Gesicht entgegen.
Ich ließ mich neben ihm auf die Knie fallen, griff nach seinen Schultern und schüttelte ihn.
»Cruv!«
Er reagierte nicht. Und als ich ihm das Haar aus der Stirn strich, fühlte ich warmes Blut unter meinen Fingern. *Sein* Blut!
Der seelische Schmerz war schlimmer als jeder körperliche. Während mich Arma von dem Kleinen fortlockte, hatte sich jemand anders - vermutlich Keenan Aprea - an Cruv herangepirscht und ihn getötet.
So sah ich die Situation. Aber ich irrte mich in einigen Punkten. Glücklicherweise auch in jenem, der Cruv betraf, denn der Gnom schlug in diesem Moment die Augen auf.
»Tony…«, kam es langsam und stockend über seine Lippen. Er setzte sich benommen auf.
»Was ist passiert, Cruv?« fragte ich mit belegter Stimme.
Er erzählte es mir. Sein Leben hatte an einem seidenen Faden gehangen. Meine Rückkehr mußte den Mann verscheucht haben. Sein Schlag hatte Cruv betäubt, aber er hatte dem Gnom nicht den Rest geben können.
Der Kleine stand auf. Er schwankte ein wenig, deshalb wollte ich ihn stützen, aber er wies meine helfende Hand ab.
»Laß nur, Tony, es geht schon wieder.«
Er nahm seinen Stock auf und wandte sich suchend um.
»Wenn du deine Melone suchst…«, sagte ich. »Sie hat etwas von ihrer ansehnlichen Form eingebüßt. Ich habe sie in der Dunkelheit nicht gesehen, bin draufgetreten.«
»Wo liegt sie?«
»Dort hinten.« Ich wies mit dem Daumen in die entsprechende Richtung.
Der Kleine holte sich die ramponierte Kopfbedeckung und beulte sie aus, indem er die Faust hineinstieß.
Er setzte sich die Melone auf, und wir machten uns auf den Weg zum Haus des Totengräbers, der nach Cruvs Worten besessen sein mußte.
Das Licht, das aus den Fenstern fiel, leuchtete uns schon von weitem entgegen.
»Wenn wir den Totengräber vor uns haben, läßt du mich die Arbeit

tun, okay?« sagte ich zu Cruv. »Du hast bereits genug getan. Jetzt schonst du dich, klar?«

Der Kleine nickte. »Ich greife nur ein, wenn du allein nicht mit ihm fertig wirst.«

»Einverstanden«, sagte ich! Je näher wir dem Gebäude kamen, desto leiser redete ich.

Da der Totengräber kein Dämon war, sondern ein Mensch, der keinen eigenen Willen mehr hatte, durften wir ihn für seine Taten nicht verantwortlich machen.

Er konnte nichts für das, was er tat. Eine böse Kraft leitete ihn. Das erschwerte meine Aufgabe.

Einen Dämon hätte ich eiskalt vernichtet. Ohne mit der Wimper zu zucken, hätte ich ihm den Garaus gemacht.

Aber dem Totengräber durfte ich nichts tun; ich mußte sein Leben schonen. Ich durfte keinem Unschuldigen das Leben nehmen.

Ich war gezwungen, auf den Mann Rücksicht zu nehmen, konnte nicht mit voller Kraft gegen ihn angehen, während er solche Hemmungen nicht haben würde.

Wir erreichten das Gebäude. Ich näherte mich einem der erhellten Fenster und warf einen Blick ins Haus.

Ich sah in einen armselig eingerichteten Raum, in dem sich niemand aufhielt.

Es war möglich, daß der Totengräber sich irgendwo auf dem Friedhof versteckt hatte. Er konnte hinter einem Grabstein lauern oder sich in einer Gruft verborgen haben.

Er konnte sich im Moment aber auch in einem anderen Raum aufhalten, deshalb beschloß ich, mich erst in diesem einsamen Haus am Rande des Friedhofs nach dem Besessenen umzusehen.

Wir begaben uns zur Haustür. Sie war nicht abgesperrt, nicht einmal ganz geschlossen.

An der Tür stand ein Name: JON MORELL.

Ich klopfte laut und vernehmlich. Wir brauchten nicht leise zu sein. Der Totengräber rechnete bestimmt mit unserem Besuch.

»Mr. Morell!« rief ich ins Haus, nachdem ich die Tür geöffnet hatte.

Keine Antwort. Natürlich nicht.

»Er tut so, als wäre er nicht da«, sagte ich zu Cruv. »Und wenn wir uns dann sicher fühlen, fällt er plötzlich mit seiner verdammten Spitzhacke über uns her.«

»Vielleicht treibt er sich noch auf dem Friedhof herum«, bemerkte Cruv. Das Licht, das auf ihn fiel, ließ sein Gesicht heute noch zerknitterter aussehen als sonst.

»Wir werden sehen«, gab ich zurück. »Du hältst dich an das, was ich gesagt habe, okay? Ich verlasse mich darauf.«

Der Gnom nickte. »Kümmere dich nicht um mich, Tony. Ich paß

schon auf.«

Wir traten ein. Da ich nicht erpicht darauf war, daß mir der Totengräber mit seiner Spitzhacke den Schädel einschlug, bewegte ich mich im Zeitlupentempo, und ich sah mich sehr genau um.

Ich öffnete eine Tür. Küche…

Nächste Tür. Abstellraum… Ich machte Licht. An den Wänden standen Holzregale, deren Bretter sich unter der Last von Einweckgläsern durchbogen.

Cruv zupfte mich am Ärmel. »Tony!« raunte er mir zu.

Er hatte ein Geräusch vernommen. Ich auch. »Bleib hier stehen«, flüsterte ich und betrat das Wohnzimmer.

Ein Tisch, ein Stuhl lagen auf dem Boden. Hatte hier ein Kampf stattgefunden? Hatte sich Jon Morell gegen Arma gewehrt? Er hatte von Anfang an keine Chance gehabt.

Man brauchte schon sehr viel Erfahrung im Kampf gegen Geister und Dämonen, um gegen die gefährliche Zauberin bestehen zu können.

Mein Blick schweifte durch den Raum. Langsam ging ich weiter. Im Badezimmer fiel mir ein kaputtgeschlagener Spiegel auf.

Aber wo war Jon Morell?

»Tony!« diesmal war es ein Warnschrei, den Cruv ausstieß. Ich hatte soeben das Bad verlassen, da fegte der Totengräber von der Seite heran.

Er schlug mit der Spitzhacke zu. Draußen hatte er reichlich Platz gehabt, doch im Haus konnte er das Werkzeug nicht so schwingen, wie er wollte.

Das Metall kratzte über die Decke. Dadurch wurde der Schwung gebremst, und der Schlag bekam auch eine andere Richtung.

Die massive Metallspitze sauste neben mir herab und hackte in die dunklen Holzdielen.

Der Totengräber wollte die Hacke gleich wieder aus dem Boden reißen, doch sie saß zu fest.

Bevor er mehr Kraft einsetzen konnte, beförderte ich ihn mit einem harten Karatetritt weit zurück.

Mein Tritt trennte ihn von der Spitzhacke und schleuderte ihn gegen die Wand. Ich warf den Silberstern, aber der Besessene hatte unverschämtes Glück.

Mit einer blitzschnellen Drehung entging er dem Treffer, und dann griff er mich mit bloßen Händen an.

Er drosch mit den Fäusten auf mich ein und traf mich einige Male verdammt schmerzhaft.

Meine Konterschläge zeigten nicht die gewünschte Wirkung. Ich wußte, warum. Seine Besessenheit machte ihn weitgehend schmerzunempfindlich.

Er packte mich an der Kehle und drückte zu. Ich wehrte mich,

hämmerte meine Fäuste gegen seine Rippen und versuchte mich aus seinem Griff zu befreien.

Er preßte mich gegen die Wand: Ich hatte sein Gesicht ganz nahe vor mir. Es war in blinder Mordlust verzerrt. Morell wollte mein Leben! Um jeden Preis!

Ich riß mein Knie hoch, er stöhnte, aber er ließ mich nicht los. Mir wurde die Luft knapp, und ein schrecklicher Schmerz glühte in meiner Kehle.

Ich schlug mit der Faust nach seinem Gesicht, und plötzlich lockerte sich sein Griff.

Doch nicht nur das. Morells Hände wurden kraftlos, die Arme fielen nach unten. Das konnte ich unmöglich mit meinem Faustschlag erreicht haben.

Jon Morell schwankte wie ein Halm im Wind, und als er zusammenbrach, sah ich Cruv, der den besessenen Totengräber mit dem Silberknauf seines Stocks niedergestreckt hatte, hinter ihm stehen.

***

»Du kannst es nicht lassen!« sagte ich mit gespielten Vorwurf. »Du mußt dich immer einmischen!«

»Hätte ich zusehen sollen, wie der Kerl dich umbringt?« fragte Cruv empört. »Das werde ich mir fürs nächste Mal merken!«

Erst als ich grinste, erkannte er, wie's gemeint war, und er grinste ebenfalls.

»Danke, Cruv«, sagte ich und schlug ihm auf die Schulter. Er rückte sich seine zerbeulte Melone zurecht, wies mit dem Stock auf Morell und wollte wissen, was nun weiter mit dem Mann geschehen würde.

»Wir müssen ihm helfen«, erwiderte ich.

»Helfen?«

»Er steht unter Armas Einfluß«, sagte ich. »Davon müssen wir ihn befreien.«

Ich holte mir den Wurfstern, der Jon Morell knapp verfehlt hatte. Dann hoben wir den bewußtlosen Totengräber hoch und schafften ihn ins Wohnzimmer.

Wir legten ihn auf ein Sofa, und ich nahm den magischen Wurfstern in die rechte Hand. Dann beugte ich mich über den Mann und drückte ihm den Silberstern auf die Stirn.

Die Wirkung war verblüffend. Die Berührung des magischen Silbers riß den Mann augenblicklich aus der Ohnmacht.

Panik verzerrte Morells Gesicht, und er brüllte wie auf der Folter.

Er bäumte sich wild auf, doch Cruv half mir, ihn niederzudrücken und festzuhalten.

Das Böse, das vor seinem Geist Besitz ergriffen hatte, konnte sich in

ihm nicht halten.
Es verlor die Macht über ihn, mußte ihn freigeben.
»Tony, seine Augen!« rief Cruv.
Mir war es aufgefallen. Die Augenfarbe veränderte sich, und gleich darauf wurde der Totengräber still.
Er sah uns verwirrt an, hatte keine Ahnung, wer wir waren, wie wir in sein Haus gelangt waren, was er getan hatte.
Ich nahm langsam den Silberstern von seiner Stirn. »Es ist gut«, sagte ich zu Cruv. »Du brauchst ihn nicht mehr festzuhalten.«
»Wer… wer sind Sie?« fragte Jon Morell, den Blick auf meinen Silberstern gerichtet.
Ich steckte den Wurfstern ein. Er hatte seinen Zweck erfüllt, der Totengräber war aus der Umklammerung des Bösen befreit.
»Mein Name ist Tony Ballard«, sagte ich. »Das ist Cruv.« Ich wies auf den Gnom. »Ich bin Privatdetektiv, Mr. Morell.«
»Was tun Sie mitten in der Nacht in meinem Haus?« wollte der Totengräber wissen.
Ich brachte es ihm mit vielen Worten so schonend wie möglich bei. »Haben Sie's verstanden?« fragte ich abschließend.
Er schüttelte den Kopf. »Nein.«
Das hatte ich ihm angesehen. Ich winkte ab. »Vereinfachen wir es mal«, schlug ich vor. »Jemand war hier und hat Sie hypnotisiert.«
»Sie wollen sich über mich wohl lustig machen«, erwiderte der Totengräber ärgerlich.
»Ganz und gar nicht«, sagte ich.
Morell setzte sich auf. »Warum sollte jemand hergehen und einen Totengräber hypnotisieren?«
»Sie waren hypnotisiert!« sagte ich bestimmt.
»Aber das hätte doch keinen Sinn…«
»Nehmen Sie's vorläufig als Tatsache hin, okay?« sagte ich. »Woran können Sie sich erinnern, Mr. Morell?«
Der Totengräber musterte mich und Cruv sehr mißtrauisch. »Sie sind kein Privatdetektiv, wie Sie mir weismachen wollen. Vielleicht sollte ich die Polizei anrufen.«
»Das können Sie später tun, wenn Sie's noch möchten«, sagte ich. »Wollen Sie meine Lizenz sehen?«
Er wollte. Ich zeigte sie ihm, aber er sagte, sie könnte gefälscht sein.
»Jetzt machen Sie endlich einen Punkt!« herrschte ich ihn an, und mein rauher Ton ließ ihn zusammenfahren.
Das Marbu-Gift hatte mal wieder dafür gesorgt, daß ich die Beherrschung verlor. Jetzt erst fiel mir auf, daß sich meine Finger in Morells Jackett gekrallt hatten.
Der Totengräber sah mich entgeistert und verängstigt an. Ich ließ ihn los und atmete aus.

»Entschuldigen Sie, Mr. Morell«, sagte ich. »Das wollte ich nicht tun. Mir gingen die Nerven durch.«

Der Totengräber schluckte das, Cruv aber nicht, denn der Gnom wußte, was mit mir los war, und als ich ihn mit einem raschen Blick streifte, fiel mir auf, daß er mich besorgt ansah.

Ich hatte schon mal eine Veränderung durchgemacht, doch sie war harmlos gewesen im Vergleich mit dem, was jetzt mit mir passierte.

Mein Aufbrausen hatte aber auch etwas Gutes: Ich hatte den Totengräber eingeschüchtert, und er zeigte sich endlich kooperativer, um uns so bald wie möglich loszuwerden.

»Wer war hier, Mr. Morell?« fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. »Niemand.«

Ich beschrieb Arma so genau, daß man davon eine Skizze hätte anfertigen können. Anschließend fragte ich: »Haben Sie dieses Mädchen schon mal gesehen?«

Er schüttelte wieder den Kopf. »Bestimmt nicht.«

Er mußte ihr begegnet sein, sonst wäre er nicht besessen gewesen. Er konnte sich an die Begegnung nur nicht erinnern.

»Ein Mädchen, das so aussieht, würde ich nicht vergessen«, erklärte der Totengräber.

Unter normalen Umständen nicht, da hatte Jon Morell schon recht, aber sie waren alles andere als normal gewesen.

Wieder fragte ich ihn, was das letzte war, woran er sich erinnern könne. Er dachte lange nach, und dann sprach er von Augen, die am Fensterglas klebten. Jedenfalls habe er sich das eingebildet.

Ob er nachgesehen hatte, was es mit diesen Augen auf sich hatte, wußte er nicht.

Ich erkannte, daß es keinen Sinn hatte, ihn mit weiteren Fragen zu löchern.

Jon Morell hatte uns gesagt, was er wußte. Mehr war von ihm nicht zu erfahren, also konnten wir gehen.

Wir ließen einen reichlich verstörten Mann zurück, der nicht wußte, was er von unserem Besuch und dem, was er erfahren hatte, halten sollte.

Wir verließen den Friedhof durch das Tor und kehrten zu meinem Rover zurück.

Während der Fahrt sagte Cruv: »Ich würde mich bedeutend wohler fühlen, wenn ich wüßte, wie Armas Pläne aussehen.«

Ich nickte mit düsterer Miene. »Dafür würde ich auch sehr viel geben.«

***

Etwas hatte sich geändert. Keenan Aprea irrte orientierungslos durch Soho. Das hatte es früher nicht gegeben.

Bis vor kurzem hatte er noch genau gewußt, was er wollte, doch nun war alles irgendwie nebulös.

Es fiel ihm schwer, zu denken, sich zu erinnern. Wenn er zurückdachte, gähnte da nur ein schwarzes Loch, das sich nur sehr langsam schloß. Irgendwann würde es dieses Loch nicht mehr geben, das fühlte, ahnte er, doch im Moment mußte er damit leben.

Leben…

Auch das war für ihn irgendwie anders geworden. Manchmal hatte er den Eindruck, er müsse seinen eigenen Körper erst kennenlernen. Manchmal war da so ein merkwürdiges Aufblitzen in ihm.

Dann merkte er, daß er stärker geworden war, daß ihm Kräfte zur Verfügung standen, die sich noch nicht lange in ihm befanden.

Er hatte keine Ahnung, woher sie kamen, wovon sie genährt wurden. Er konnte sich lediglich damit abfinden, daß es sie gab, wie er sich mit allem, was seine Person betraf, mehr oder weniger abfinden mußte.

Er blieb stehen und starrte in das Licht einer Straßenlaterne.

Soho… Da war er wieder. War er weg gewesen?

Er wußte nicht, daß die Menschen aufgeatmet hatten, als er hier den Tod gefunden hatte.

Er hätte nicht begriffen, daß er tot gewesen war, wo er doch lebte und durch sein Jagdrevier strich.

Das einzige, was sich nicht verändert hatte, war sein Mordtrieb. Den gab es immer noch. Deshalb war er wieder in Soho.

Er ging weiter, hörte laute Musik. Die Bässe ließen die Scheiben der geschlossenen Fenster klirren.

Da lief eine Party!

Viele junge Menschen, dachte Keenan Aprea. Übermut, Heiterkeit. Alkohol, Unbekümmertheit…

Er trat näher an eines der Fenster heran und schaute durch das Glas, aber er sah nichts, weil die Vorhänge und die Übergardinen zugezogen waren.

Er hörte das schrille Lachen eines Mädchens, und sein abstoßend häßliches Gesicht verzerrte sich zu einem bösen Grinsen.

Die, die soeben so vergnügt gelacht hatte, hätte er gern getötet. Nicht vor allen, sondern heimlich, so daß es die andern nicht mitbekamen.

Ein Wagen bog um die Ecke, und Aprea eilte rasch weiter. Er verbarg sich im schwarzen Schatten eines Kellerabgangs.

Das Licht der Scheinwerfer strich darüber hinweg, ohne den verborgenen Mann zu erreichen.

Aprea wartete, bis das Auto nicht mehr zu hören war, dann stieg er die Stufen langsam wieder hoch.

Plötzlich ging ein heftiger Ruck durch seinen Körper.

Er hatte ein Mädchen entdeckt!

Sofort zuckte es nervös in seinem Gesicht. Er bleckte aggressiv die

Zähne, und seine Hände öffneten und schlossen sich wie Zangen.

Das Mädchen schien auf jemanden zu warten. Aprea pirschte sich vorsichtig an sie heran.

Sie ahnte nicht, in welcher Gefahr sie schwebte. Dem Mörder fiel ein, daß er bisher stets mit einem Messer getötet hatte. Und er erinnerte sich, daß man ihn deswegen den Stecher von Soho genannt hatte.

Er suchte hastig danach, fand es aber nicht. Das war für ihn jedoch kein Grund, die Absicht fallenzulassen.

Er konnte dieses Mädchen auch so töten. Je näher er seinem Opfer kam, desto mehr duckte er sich, und seine Schritte wurden immer langsamer.

Nach wie vor war sie ahnungslos, und so sollte sie in den Tod gehen.

Noch drei Schritte! Der Killer hob langsam die Hände. Das Mädchen kehrte ihm den Rücken zu, und er setzte ganz behutsam einen Fuß vor den anderen.

Er war erregt, seine Nerven vibrierten, und in seinen großen, kräftigen Händen befand sich ein eigenartiges Prickeln.

Wenn sich sein Opfer jetzt umdrehte, war es trotzdem verloren, denn ihn trennten nur noch zwei Schritte von ihr, und die waren schnell zurückgelegt.

Ein Schritt!

Aprea sprang und packte kraftvoll zu. Doch er konnte nicht zudrücken!

Er versuchte es, strengte sich an, aber es gelang ihm nicht, und im nächsten Augenblick schoß eine schmerzhafte Kälte durch seine Arme!

Magie!

Er stöhnte auf. Es riß ihm die Hände förmlich auseinander, und etwas, das er nicht sehen konnte, traf ihm mit ungeheurer Wucht und warf ihn gegen die Hauswand.

Er riß verstört die Augen auf. Das Mädchen drehte sich langsam um und lächelte eisig.

»Es war Zeit, daß du kamst. Ich habe auf dich gewartet, Keenan Aprea«, sagte sie, und Triumph glitzerte in ihren dunklen Augen.

Erinnerungsbruchstücke wirbelten ihm durch den Kopf. Er sah vor seinem geistigen Auge die beiden Privatdetektive, die ihn gejagt hatten.

Wie diese Jagd geendet hatte, wußte er nicht, das befand sich noch in dieser schwarzen Erinnerungslücke.

Hatte er es wieder mit einer Person zu tun, die den Stecher von Soho zur Strecke bringen wollte?

Womit hatte sich dieses Mädchen geschützt? Wieso hatte er ihr nichts antun können?

Er musterte sie argwöhnisch und löste sich langsam von der Hausmauer. Sollte er es noch einmal versuchen?

»Mir haben deine Taten imponiert, deshalb habe ich dir die Rückkehr ermöglicht«, sagte das schöne Mädchen mit den langen, kastanienbraunen Haaren.

»Meine Rückkehr?« fragte Keenan Aprea irritiert.

»Du weißt nicht, was geschehen ist?«

»Nicht genau«, sagte Aprea und fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte er einen Schleier fortwischen.

Sie sagte ihm, was ihm in seiner Erinnerung fehlte. Plötzlich wußte er es wieder. Ja, die beiden Männer hatten ihn niedergeschossen, und er war *gestorben*.

Das Mädchen, das er töten wollte, wäre sein dreizehntes Opfer gewesen.

Die Zahl 13 hatte ihm kein Glück gebracht. Er war in einer endlosen, bodenlosen Schwärze versunken, aus der es kein Entrinnen gab. Er hatte sich verloren in der unendlichen Weite des Jenseits, doch irgend etwas hatte seinen Geist zurückgerufen, daran erinnerte er sich mit einemmal.

Das Mädchen erzählte ihm noch mehr. Auch, daß sie dem Totengräber befohlen hatte, ihn auszugraben. Es gab dann keine Erinnerungslücke mehr. Das dunkle Loch hatte sich geschlossen.

Keenan Aprea schaute das unbekannte Mädchen verwundert an. Er wollte ihren Namen wissen.

»Ich bin Arma«, antwortete sie und klärte ihn über ihre Person auf.

Da begriff er auch, wieso er ihr vorhin nichts anhaben konnte. Eine Zauberin war sie, und sie hatte ihm die Rückkehr aus dem Totenreich ermöglicht, damit er seine Untaten fortsetzen konnte. Ihm war klar geworden, daß er diesem Mädchen zu Dank verpflichtet war.

In ihrer Hand blitzte plötzlich etwas auf.

Sein Messer!

Arma gab es ihm wieder, und sie hatte nur einen einzigen Auftrag für ihn: »Töte!«

***

Er wollte der Zauberin für das, was sie für ihn getan hatte, danken. Er hatte das Messer von ihr entgegengenommen und nur kurz auf die lange, breite Klinge gesehen.

Als er den Blick wieder hob, war Arma verschwunden. Verstört schaute er die einsame Straße hinauf und hinunter.

Arma schien sich in Luft aufgelöst zu haben. Er beschloß, seinen Dank auf eine andere Weise abzustatten: Er würde töten, noch grausamer als bisher. Arma würde mit ihm zufrieden sein.

Die Party, die fröhlichen Menschen fielen ihm ein. Er wollte diesem Fest einen ganz besonderen Höhepunkt bescheren.

Rasch machte er kehrt. Bald hörte er wieder das Wummern der Bässe

und das Lachen übermütiger, vielleicht auch betrunkener Mädchen.
Er ging an dem Haus vorbei und verschwand in einer finsteren Einfahrt.
Wenig später öffnete er das Tor zu einem engen Hinterhof, in dem mehrere Autos standen.
Es roch nach Öl und Benzin. Keenan Aprea hob den Blick und entdeckte im Obergeschoß jenes Hauses, in dem die Party in vollem Gange war, ein offenes Fenster.
Ein Auto stand darunter. Wenn er auf die Motorhaube stieg und von dieser aufs Wagendach, genügte ein federnder Sprung, und wenig später würde er sich in jenem Raum dort oben befinden.
Es dauerte nur kurze Zeit, bis er sich, einer Schlange gleich, über die Fensterbank schob.
Er stützte sich mit der linken Hand ab, denn in der rechten hielt er das Messer.
Vorsichtig zog er die Beine nach und erhob sich dann langsam. Er hatte keine Mühe, wahrzunehmen, was sich in dem Raum befand.
Seine Augen gewöhnten sich jetzt schneller als früher an schwache Lichtverhältnisse.
Er sah einen Kleiderständer, der vor einem Einbauschrank stand. Es gab eine Kommode, zwei Nachtkästchen und dazwischen eine breite französische Liege.
Er befand sich in einem Schlafzimmer!

***

Ralph Gilling küßte das Mädchen, mit dem er tanzte, und sie erwiderte seinen Kuß mit beinahe hemmungsloser Leidenschaft.
Sie hatte sich in ihn verliebt, war auf diese Party gekommen, ohne sich irgend etwas Tolles zu erwarten.
Linda George hatte gedacht, sie würde hier irgendwo herumhängen und sich langweilen, aber weil Thelma ihre beste Freundin war, hatte sie nicht abgesagt. Sie wußte, wie gern Thelma sie um sich hatte.
Und dann - dieser Glücksfall: Ralph Gilling!
Linda kannte ihn schon lange, aber er hatte sich nie für sie interessiert. Er war immer in festen Händen gewesen, wie das so schön heißt.
Doch heute abend hatte es gefunkt. Ralph war allein gekommen. Inzwischen wußte Linda, daß Thelma ihn darum gebeten hatte. Oh, diese Thelma, dachte Linda dankbar und glücklich. Sie hat das sehr geschickt eingefädelt.
Thelma wollte schon lange, daß sie zusammenkamen, denn sie fand, daß sie großartig zueinander paßten.
Träge öffnete Linda die Augen und schaute über Ralphs Schulter. Ihr Blick begegnete dem ihrer besten Freundin, und als Thelma zufrieden

lächelte, lächelte sie zurück.
Eine Menge junger Leute hatte sich eingefunden. Es gab welche, die hatten den ganzen Abend noch kein einziges Mal getanzt und würden es vermutlich auch weiter so halten.
Sie tranken Bier, Wein oder Scotch, gaben sich dem Genuß der Musik hin, schmusten ein wenig und fühlten sich wohl.
Linda hatte fast pausenlos getanzt, und immer nur mit Ralph. Ab und zu hatten sie sich einen Scotch geholt, und sie waren beide ein bißchen benebelt, aber das störte Linda nicht.
Im Gegenteil, auf diese Weise konnte sie ihren Gefühlen besser freien Lauf lassen.
Ralph küßte ihre Wange. Seine Lippen glitten weiter zu ihrem Hals, und als er sanft zubiß, kicherte Linda, stieß ihn zurück und sagte: »Hör auf, du Vampir.«
Ralph grinste und leckte sich mit gespielter Gier die Lippen. »Ich möchte dein Blut trinken, Baby.«
»Hol dir lieber einen Scotch«, empfahl sie ihm.
»Ein schwacher Ersatz, aber bitte«, sagte er und strich liebevoll über ihr blondes Haar. »Du auch noch einen?«
»Ich weiß nicht, ich bin schon ein bißchen angesäuselt.«
»Ist doch wunderbar, wenn wir es beide sind«, sagte Ralph schmunzelnd. Er nahm ihr Gesicht zwischen seine Hände und legte seine Stirn auf ihre. Aus nächster Nähe blickte er in ihre Augen. »Oder befürchtest du, etwas zu tun, das du bereuen könntest, wenn du wieder nüchtern bist?«
»Es gibt nichts, was ich bereuen würde«, flüsterte sie und errötete leicht.
Er wollte seine Hand in ihre Bluse schieben, doch sie griff schnell danach und schüttelte den Kopf. »Nein, Ralph.«
»Sagtest du nicht, es gebe nichts, was du bereuen würdest?« fragte er.
»Ich möchte nicht, daß du das vor allen tust«, sagte sie leise, kaum hörbar. »Wenn wir allein wären, wäre das etwas anderes.«
»Wo ist man bei so vielen Leuten schon allein?« brummte Ralph Gilling.
Sie hob den Blick, schaute zur Decke und meinte schmunzelnd: »Nun, zum Beispiel im Obergeschoß.«
»Thelma hat ausdrücklich gesagt, daß da niemand hinauf darf.«
»Dieses Verbot gilt nicht für uns«, sagte Linda George.
Er zog die Fingerspitzen aus ihrer Bluse und schaute sie ernst an. »Würdest du mit mir nach oben gehen, Linda?«
»Möchtest du es?«
»Ich wünsche mir nichts sehnlicher«, gab er zu, und seine Finger drückten innig ihre Hand.
»Ich glaube, ich sollte dir diesen Wunsch erfüllen«, hauchte Linda.

»Weil ich weiß, daß du mich ebenso sehr liebst wie ich dich.«

»O ja, das tue ich. Ich schwöre es.«

»Du brauchst nicht zu schwören. Ich fühle es. Deshalb werde ich mit dir jetzt noch einen Scotch trinken und dann nach oben vorausgehen, damit es die anderen nicht mitbekommen.«

»He, Ralph!« sagte Slim Baker grinsend. »Du läßt Linda ja gar nicht mehr aus. Ich möchte auch mal mit ihr tanzen.«

Er trat zwischen die beiden und griff nach Linda, aber Ralph legte ihm unmißverständlich hart die Hand auf die Schulter. »Verzieh dich, Slim. Heute abend tanzt Linda ausschließlich mit mir. Beglück doch mal Nelly.«

»Diese Schreckschraube!« sagte Slim und zog die Mundwinkel nach unten. Aber er ließ Linda los, denn Ralph war kräftiger als er, und er war nicht scharf auf eine Tracht Prügel.

»Dafür beklagt sich Nelly nicht, wenn du ihr bei jedem dritten Takt auf die Füße latschst«, sagte Ralph belustigt.

Er drängte Slim beiseite und begab sich mit Linda zur Bar.

Wenig später stieß er mit ihr an und sagte: »Auf diese Nacht. Auf das, was gleich dort oben passieren wird. Auf uns.«

»Wirst du nicht schlecht von mir denken, wenn ich gleich am ersten Abend…«, begann Linda zögernd. »Ich möchte nicht, daß du mich für ein schlechtes Mädchen hältst, das mit jedem sofort ins Bett geht.«

Er drückte mit dem Zeigefinger leicht auf ihre Nase. »Kennen wir uns nicht schon sehr lange? Ich weiß, daß du ein anständiges Mädchen bist, Linda. Ich kenne dich sehr genau.«

Sie umarmte ihn glücklich, leerte ihr Glas und flüsterte. »Ich gehe jetzt nach oben.«

»Wann soll ich nachkommen?« fragte Ralph und küßte die Innenfläche ihrer Hand.

»Sobald du's nicht mehr aushältst«, antwortete sie lächelnd.

»Dann muß ich gleich mitgehen.«

»Zehn Minuten?« fragte Linda.

»Das ist aber auch das Äußerste«, gab Ralph zurück.

Sie löste sich sanft von ihm. Ihre schlanke Hand entglitt seinen Fingern, dann stahl sie sich unauffällig davon.

Die einzige, die es merkte, war Thelma. Wieder begegnete sie dem Blick ihrer Freundin, und sie erkannte darin deren Einverständnis.

Langsam stieg sie die Stufen hinauf. Sie vermeinte, auf Wolken zu gehen. Die Vorfreude ließ ihr Herz höher schlagen.

Sie würde heute nacht Ralph gehören, und es würde himmlisch sein. Eine unvergeßliche Nacht wollte sie mit Ralph verbringen, und viele solche Nächte würden folgen.

Linda erreichte das Obergeschoß. Sie hatte sich noch nie so großartig gefühlt. Oft schon hatte sie sich über die schwülstigen Schlagertexte

lustig gemacht. Wenn behauptet wurde, die Liebe wäre eine Himmelsmacht, hatte sie gelacht, doch auf einmal lachte sie nicht mehr, denn sie spürte dieses große, verzaubernde Wunder am eigenen Leib.

Ein kühler Schauer durchlief sie, als sie das Schlafzimmer betrat. Sie machte kein Licht, sah, daß das Fenster offen war, und schloß es rasch.

Dann fing sie an, sich langsam zu entkleiden. Sie brauchte sich nicht zu beeilen.

In zehn Minuten würde sie längst unter der Decke liegen und Ralph mit vibrierenden Sinnen erwarten.

Sie schälte sich aus der Bluse und ließ sie in das schwarze Nichts der Dunkelheit fallen.

In diesem Raum fühlte sie sich losgelöst von allen Etiketten und Zwängen.

Nichts hatte hier Gültigkeit. In diesem Schlafzimmer durfte sie nach ihren eigenen Regeln glücklich sein.

Sie griff nach hinten und hakte den Verschluß des Rocks auf. Anschließend zog sie den Reißverschluß nach unten. Ein kurzes Schwingen mit den Hüften, und der Rock machte sich selbständig.

Sie streifte ihn ab wie eine Schlange ihre alte Haut, trug nur noch einen kleinen Slip.

Den behielt sie an, damit Ralph auch noch etwas zu tun hatte. Ihre Brüste schaukelten leicht, als sie sich vorbeugte.

Sie griff nach der Bettdecke. Plötzlich hatte sie das Gefühl, nicht allein im Raum zu sein.

Ein kleines Schmunzeln huschte über ihre Züge. Ralph hatte sich nicht beherrschen können.

»He, du«, sagte sie leise kichernd. »Das waren aber keine zehn Minuten.«

Ralph sagte nichts. Er kam näher. Ihr kam vor, als wäre sein Schritt schwer und behäbig.

Und was für einen eigenartigen Geruch verströmte er? Linda hatte den Eindruck, er würde nach frischer Erde riechen.

Wieso fiel ihr das jetzt erst auf? Sie war doch schon seit Stunden mit ihm zusammen?

Unten wurde viel geraucht und getrunken. Jedes Mädchen benützte ein anderes Parfüm. Vielleicht hatte sie diesen erdigen Geruch deshalb nicht wahrgenommen.

Linda sah eine Silhouette. Sie breitete hingebungsvoll die Arme aus. »Küß mich. Bitte küß mich, Ralph. Nimm mich in deine Arme und halt mich ganz fest.«

»Ja«, sagte Ralph leise und kam immer näher.

Er küßte sie. Als sich seine Lippen auf ihren Mund legten, so hart, so

brutal, wußte sie, daß das nicht Ralph Gilling war.

Sie war wütend, empört, entsetzt. Sie schämte sich, und sie hatte Angst, daß der Fremde ihr Gewalt antun könnte.

Verzweifelt wehrte sie sich und wollte freikommen. Fremde Hände faßten sie überall an. Tatzen! Groß, sehnig und widerlich!

Am liebsten hätte Linda um Hilfe geschrien, aber das durfte sie nicht.

Sie mußte mit diesem Kerl irgendwie selbst fertig werden. Auf jeden Fall mußte sie sich so lange zur Wehr setzen, bis Ralph kam.

Ralph würde ihr helfen. Mit vereinten Kräften würden sie diesen dreisten Burschen überwältigen.

Aber es durfte kein Aufsehen geben. Linda George wäre vor Scham im Boden versunken, wenn alle gewußt hätten, was sie mit Ralph hier tun wollte.

Wenn sie geschrien hätte, wären alle, die noch stehen konnten, die Treppe hochgestürmt. Sie hätten Licht gemacht und Linda nackt gesehen.

Sie schlug dem Unbekannten die Faust ins Gesicht. Er versetzte ihr einen Stoß, und sie landete auf der französischen Liege.

Sie befürchtete, daß er sich auf sie fallen lassen würde. Sie wollte nicht unter diesem fremden Körper begraben sein.

»Nein!« stieß sie mit weinerlicher Stimme hervor. »Bitte nicht!«

Sie hörte ihn lachen, und eine unbeschreibliche Angst erfaßte sie. Wie ein Scherenschnitt hob sich seine Gestalt vom Fenster ab.

Linda sah, daß er die Hand erhoben hatte, und er hielt etwas in dieser Hand: ein Messer!

In diesem schrecklichen Augenblick begriff Linda George, was dieser Mann von ihr wollte.

Jetzt war ihr alles egal. Sie holte tief Luft, um Hilfe zu rufen, doch bevor sie den verzweifelten Schrei ausstoßen konnte, stach Keenan Aprea zu.

***

Ralph Gilling liebäugelte mit noch einem Drink, versagte ihn sich dann aber. Er wollte nicht zu sehr benebelt sein, wollte von diesem Zusammensein mit Linda soviel wie möglich haben.

Wenn er sich noch einen Scotch nahm, bestand die Gefahr, daß er in Lindas Armen einschlief. Das hätte sie ihm nie verziehen.

Er blickte heimlich auf seine Uhr. Bestimmt würde er keine vollen zehn Minuten durchhalten. Sieben Minuten mußten auch reichen. Fünf waren bereits um, zwei würde er sich gerade noch abringen können, aber dann mußte diese Folter ein Ende haben.

Er hatte Linda nicht belogen. Er liebte sie tatsächlich. Es war wie ein Unwetter über ihn hereingebrochen. Als er heute abend Linda gesehen hatte, hatte bei ihm der Blitz eingeschlagen.

Er konnte plötzlich nicht mehr begreifen, wie sie so lange ohne einander hatten auskommen können.

Ralph lächelte versonnen. Er merkte nicht, daß sich Suzy Blake an ihn heranpirschte. Er war mal mit ihr liiert gewesen, aber das gehörte einer Vergangenheit an, an die er sich nicht mehr erinnern wollte.

»Na«, sagte Suzy träge. »Hat Linda dich versetzt, Casanova?«

»Scheint so«, brummte er gleichgültig.

»Soll ich dich trösten?« fragte Suzy.

Er hatte keinen Trost nötig. Er war so glücklich wie noch nie. Die Sache mit Suzy war überhaupt nur ein Strohfeuer gewesen. Sie dachte wohl, heute abend wieder mit ihm zusammenkommen zu können, aber da mußte er sie leider enttäuschen.

Suzy lehnte sich an ihn. Sie schnurrte wie ein Kätzchen, doch er empfand überhaupt nichts.

»Mann, habe ich einen Durst«, sagte er und sah sich suchend um. »Gibt es hier nirgendwo 'ne schöne eisgekühlte Cola?«

»In der Küche«, sagte Suzy.

»Ist'n weiter Weg.«

»Soll ich dir eine Flasche holen?« fragte Suzy.

»Wäre furchtbar nett«, sagte Ralph und tätschelte freundschaftlich ihre pralle Kehrseite.

»Bin gleich wieder bei dir«, sagte Suzy. »Nicht weglaufen. Ich habe mit dir noch etwas sehr Wichtiges zu besprechen.«

»Da bin ich aber gespannt wie ein Regenschirm«, erwiderte Ralph grinsend.

Kaum war Suzy fort, da sagte er zu Tyron Moss, der drei Schritte neben ihm stand und gelangweilt vor sich hinglotzte: »Wenn Suzy zurückkommt, sag ihr, ich wäre gegangen. Ich halte diese Luft hier drinnen nicht mehr aus. Mir ist speiübel.«

»Was dagegen, wenn ich mir Suzy reinziehe?« fragte Tyron Moss.

»Absolut nicht«, antwortete Ralph. »Sie gehört mir schließlich nicht.«

Er beeilte sich, fortzukommen, aber er verließ das Haus nicht, sondern verschwand nach oben.

Mit schnellen klopfendem Herzen betrat er den Raum, in dem ihn Linda erwartete.

»Da bin ich«, flüsterte er in die Dunkelheit. »Keine zehn Minuten - aber beinahe.« Er lachte leise. »Ich mußte mich vor Suzy Blake in Sicherheit bringen. Die scheint sich für diese Nacht eine ganze Menge ausgerechnet zu haben. Leider bin ich anderweitig beschäftigt. Das Leider gilt für Suzy, nicht für uns beide.«

Linda sagte nichts. War sie zu nervös, um sprechen zu können? Ralph drehte sich um. Er tastete die Tür ab, fand den Schlüssel, der im Schloß steckte, und drehte ihn zweimal herum.

»Damit uns niemand stört«, sagte er grinsend.

Linda schwieg. Ralph öffnete rasch sein Hemd.
»Ich kann dir nicht sagen, wie sehr ich mich freue, mit dir allein zu sein, Liebling«, gestand er.
Wieso schwieg sie immer noch?
»Linda? Darling, warum antwortest du nicht?« fragte er unsicher. Hatte er sich etwa im Zimmer geirrt?
Süßlicher Geruch stieg ihm in die Nase, und der Geruch von frischer Erde.
Er mußte sich in der freudigen Erregung tatsächlich in der Tür geirrt haben.
Um zu sehen, wo er war, wandte er sich halb um und knipste das Licht an.
Als er sich zurückdrehte, sah er, daß er im richtigen Zimmer war. Er sah Linda.
O Himmel. Sie war nackt bis auf einen winzigen Slip, und ihr Körper war voller Blut… Der süßliche Geruch!
Sie lebte nicht mehr. Weit waren ihre Augen aufgerissen. Angst und Entsetzen verzerrten ihr Gesicht selbst im Tod noch.
Übelkeit entstand in Ralph Gillings Magen und schoß ihm in die Kehle.
Jetzt erst nahm er den Mann mit dem Messer wahr, und im selben Moment begriff er, daß auch seine letzte Stunde geschlagen hatte.
Mit drei schnellen Schritten war Keenan Aprea bei ihm. Seine Messerhand schnellte vor, und Ralph Gilling hatte keine Chance, sich zu wehren.

***

Gordon Yates genoß es, über Nacht berühmt geworden zu sein. Überall kannte man ihn, und das gefiel ihm.
Immer wieder mußte er erzählen, wie er mit seinem Partner McDiarmid den Stecher von Soho zur Strecke gebracht hatte.
Er tat es gern, um sich in Szene setzen zu können. Er war mit Vorliebe der Mittelpunkt, und wenn es die Zuhörer hören wollten, trug er ziemlich dick auf.
Er hatte sich mehrere Varianten zurechtgelegt, und die ließ er dann je nach Bedarf vom Stapel.
Mehr denn je war er bei den Mädchen der Hahn im Korb, und in dieser Nacht zog er mit einer schokoladenbraunen Schönheit von Bar zu Bar.
Sie hieß Faye und sonst noch wie. Ihren Nachnamen hatte er sich nicht gemerkt. Der Vorname tat es auch.
Faye war offenherzig und freigiebig, und sie war bei jedem Spaß dabei.
Nach der siebenten oder achten Bar fragte Yates: »Wollen wir die

nächtliche Sightseeing-Tour fortsetzen oder uns zur Ruhe begeben?«

Faye ließ ihre hübschen regelmäßigen Zähne blitzen. »Was verstehst du unter Ruhe, Gordon?«

Er grinste schelmisch und zeichnete mit dem Zeigefinger den Rand ihres gewagten Ausschnitts nach. »Na ja, schlafen. Nicht pennen. Schlafen, du verstehst?« Und damit sie ihn auf keinen Fall mißverstand, flüsterte er ihr noch eine Erklärung ins Ohr, die sie hell auflachen ließ.

»Also das hat mir noch keiner angeboten«, stellte sie fest.

Er machte eine wichtige Miene. »Ich bin eben etwas Besonderes, Süße.«

»Zweifellos. Gehen wir zu mir oder zu dir?«

»Wohnst du komfortabel?« fragte Yates.

»Es geht.«

»Das will ich sehen«, sagte der Privatdetektiv. »Hast du genug zu trinken daheim?«

»Es reicht für eine Alkoholvergiftung«, sagte Faye.

»Worauf warten wir noch? Ich würde sagen, wir brechen auf.«

Sie verließen die Bar in Soho, und als Yates die Tür seines Wagens aufschloß, glaubte er plötzlich, einen schrecklichen Wachtraum zu haben.

War das möglich? Stand dort an der Ecke Keenan Aprea?

Der Mann, der wie der Stecher von Soho aussah, verschwand.

»Bin gleich wieder da!« rief Yates seiner Begleiterin zu.

Er rannte los.

»Gordon!« rief das Mädchen perplex. »Sag mal, was ist denn in dich gefahren? Du kannst mich doch nicht einfach hier stehen lassen!«

Er hörte ihren Protest nicht. Mit langen Sätzen überquerte er die Straße. Er konnte sich nicht vorstellen, daß er tatsächlich Keenan Aprea gesehen hatte, aber er wollte der Sache auf jeden Fall auf den Grund gehen.

Er erreichte die Stelle, wo ›Aprea‹ gestanden hatte, und blickte in eine stille, schmale Straße, in der man Strom zu sparen schien. Nur jede zweite Laterne brannte. Stellenweise funktionierten auch gleich drei Laternen hintereinander nicht.

Obwohl Gordon Yates niemanden sah, lief er ein Stück in diese finstere Straße hinein.

Keenan Aprea! dachte er aufgeregt. Unmöglich, daß ich ihn gesehen habe.

Der kann doch nicht von den Toten auferstanden sein. So ein Blödsinn.

Nach etwa sechzig Metern blieb er stehen. Faye fiel ihm ein. Sie mußte ihn für verrückt halten. Wenn er es sich mit ihr nicht verderben wollte, mußte er schleunigst umkehren.

Vielleicht war sie bereits eingeschnappt, dann würde es vieler Worte bedürfen, um die Situation zu retten - und das alles nur, weil er sich einbildete, einem Phantom nachjagen zu müssen.

Er machte kehrt.

Faye saß in seinem Wagen und rauchte verstimmt eine Zigarette. Ihre Augen funkelten ihn böse an.

»Ich bin es nicht gewöhnt, so behandelt zu werden!« schnappte sie, als er einstieg.

»Entschuldige«, sagte er sanft.

»Läßt mich einfach stehen«, ärgerte sich die dunkelhäutige Schönheit weiter. »Was sind denn das für Manieren?«

»Es tut mir leid, Faye«, sagte er weich. »Es tut mir wirklich leid.«

»Das kann jeder sagen.«

»Ich werde es dir beweisen«, sagte er schmunzelnd und legte versöhnlich die Hand auf ihr Knie.

Sie nahm es zur Seite. »Laß das. Ich bin ernsthaft böse auf dich.«

»Meine Güte, was habe ich denn schon Schlimmes getan? Ich habe einen Kerl gesehen, der aussah wie Keenan Aprea. Das brachte mich ein bißchen durcheinander. Kannst du das nicht verstehen?«

Sie blies den Rauch zum Seitenfenster hinaus. »Läßt mich wegen einem Gespenst stehen. Das ist mir noch nie passiert.«

»Es wird nicht wieder vorkommen, okay? Ich gebe dir mein Ehrenwort. Bist du zufrieden?«

Sie wurde etwas umgänglicher. Ihr Zorn verrauchte. Als er seine Hand wieder auf ihr Knie legte, hatte sie nichts mehr dagegen.

»Vertragen wir uns wieder?« fragte Yates.

Sie wandte ihm ihr Gesicht zu. Ihre Augen funkelten noch, aber nicht mehr böse. Sie gab ihm einen leichten Kinnhaken.

»Meinetwegen«, sagte sie.

»Kriegsbeil begraben?« fragte Gordon Yates grinsend.

»Ja«, antwortete sie. »Wahrscheinlich war es nicht richtig, gleich so aufzubrausen. Entschuldige.«

Er lachte. »He, jetzt haben wir auf einmal beide ein schlechtes Gewissen, wie?« Er startete den Motor und fragte Faye nach ihrer Adresse.

Es war nicht weit. Die Fahrt dauerte nur zehn Minuten.

»Es ist das ockerfarbene Haus«, sagte Faye, und dann stöhnte sie plötzlich gequält auf. »O nein«, sagte sie enttäuscht. »Das darf nicht wahr sein.« Sie schaute zur sechsten Etage hinauf. Alle Fenster waren erhellt.

»Du hast das Licht brennen lassen«, sagte Gordon Yates belustigt. »Das gibt eine Stromrechnung.«

»Also meine Wohnung können wir vergessen«, sagte Faye. »Die ganze Sache steht anscheinend unter keinem günstigen Stern.«

»Wieso nicht?« fragte Yates irritiert. »Was willst du damit sagen?«

»Meine Schwester ist da. Sie wartet auf mich. Einmal im Monat hat sie mit ihrem Mann Streit, daß die Fetzen fliegen. Dann verläßt sie ihn und zieht für ein paar Tage zu mir. Wenn sich die Wogen geglättet haben, kommt ihr Mann. Große Versöhnung, und dann geht sie mit ihm wieder nach Hause.«

»Und das spielt sich jeden Monat ab?« fragte Yates. »Wie hält deine Schwester das aus?«

»Oh, Ina ist sehr robust«, sagte Faye. »Frag mich lieber, wie ich das aushalte. Jedenfalls können wir da nicht hinaufgehen.«

»Ist halb so schlimm«, meinte Gordon Yates. »Ich hab' zum Glück ja auch eine Wohnung. Ich schlage vor, du läßt Ina noch ein paar Stunden warten, und wir fahren zu mir.«

Faye war einverstanden, und Gordon Yates fuhr weiter, ohne anzuhalten.

Wenig später schloß er seine Wohnungstür auf und ließ Faye eintreten. Er sagte, sie solle es sich bequem machen und sich wie zu Hause fühlen.

Er schaltete eine intime Beleuchtung ein und legte eine Schallplatte auf, die dem Mädchen gefallen mußte. Sanfte, einschmeichelnde Klänge schwangen durch den Raum.

Es war eine wunderbare Stimmung, die das Schrillen des Telefons brutal zerriß. Gordon, Yates begab sich an den Apparat. Aber nur dieses eine Mal, sagte er sich. Dann lege ich den Hörer neben das Telefon.

Er meldete sich, und am anderen Ende sagte jemand: »Hat lange gedauert, bis du mit deiner schwarzen Schönheit zu Hause angekommen bist.«

»Wer spricht da?« wollte Yates wissen.

»Keenan Aprea, wer sonst?«

»Hör zu, Freundchen, für solche Scherze bin ich nicht zu haben!« rief er rauh.

»Hast du so wenig Humor, Yates?« höhnte der Anrufer.

»Wenn es um Aprea geht, schon!« erwiderte der Privatdetektiv wütend.

»Ihr seid Betrüger, du und dein Partner!« sagte der Anrufer. »Ihr habt Geld genommen, das euch nicht zusteht. Ihr solltet die 20.000 Pfund schnellstens wieder zurückzahlen, denn ihr habt sie euch nicht verdient. Ich bin nicht tot, Schnüffler! Du hast mich mit eigenen Augen gesehen, bist mir vorhin nachgerannt.«

Gordon Yates raufte sich das blonde Haar. Das gibt's doch nicht! dachte er immer wieder. Wir haben ihn erschossen. Er war tot. Man hat ihn begraben. Wie kann ich mit ihm telefonieren?

»Ich stand in einer schattigen Nische hinter dir, Yates«, fuhr der

Anrufer fort. »Ich hätte dir mein Messer in den Rücken stoßen können, aber du sollst noch eine Weile mit deiner Angst leben. Sie wird an deiner Seele nagen. Du wirst dich immer verfolgt und beobachtet fühlen, und häufig werde ich tatsächlich in deiner Nähe sein. Irgendwann, Gordon Yates, wird die Zeit für dich kommen, zu sterben. Dann werden wir uns wiedersehen. Ich werde dich töten, Yates. Du wirst es nicht verhindern können. Ich mache weiter. Ihr kommt alle dran. Der Reihe nach.«

Yates spürte Zorn in sich keimen. Er wollte auflegen und sich diesen Irrsinn nicht mehr anhören.

Der Mann am anderen Ende der Leitung lachte. »Du zweifelst. Du glaubst nicht, was ich sage. Aber der Stecher von Soho hat bereits wieder zugeschlagen.« Keenan Aprea berichtete stolz, wo er gemordet hatte. Als er Details erzählte, hatte Yates auf einmal einen Kloß in der Kehle.

Er konnte sich nicht erklären, wie eine Rückkehr des Stechers möglich war, aber es bestand für ihn kein Zweifel mehr, daß er Keenan Aprea an der Strippe hatte.

»Ich mache weiter«, sagte der Stecher noch einmal. »Ich hole mir einen nach dem anderen, und bald bist auch du dran, Gordon Yates.«

Es knackte in der Leitung, und Yates ließ den Hörer langsam sinken. Mit einemmal störte ihn die schwüle Musik. Er begab sich zum Hifi-Turm und stellte den Plattenspieler ab.

Stille herrschte schlagartig.

Faye, die es sich auf dem Sofa bequem gemacht hatte, richtete sich auf. Yates nahm sie nicht wahr.

Sie schien plötzlich Luft für ihn zu sein. Er sah sie nicht an, lief wie ein gereizter Tiger im Zimmer auf und ab und raufte sich die Haare.

»He!« machte sie sich bemerkbar. »Ich bin auch noch hier. Wir wollten zusammen etwas Nettes anstellen - schon vergessen?«

Yates blieb stehen. Er richtete einen Blick auf sie, der nichts mit glühendem Verlangen und brennender Leidenschaft zu tun hatte.

»Es ist besser, du gehst«, sagte der Privatdetektiv.

»Du tickst wohl nicht richtig«, empörte sich Faye.

»Ich bin nicht mehr in Stimmung«, sagte Yates, auf Minustemperaturen abgekühlt.

Faye sprang auf und stemmte wütend die Fäuste in die Seiten. »Mann, du scheinst tatsächlich einen gewaltigen Dachschaden zu haben. Deinetwegen versetze ich meine Schwester, weil ich glaube, daß du mich mehr brauchst als sie, und dann wirfst du mich hinaus?«

Er hob die Schultern. »Sorry. Das ist alles, was ich sagen kann.«

»Wer hat dich angerufen?«

»Keenan Aprea.«

Sie wich zwei Schritte zurück. »Also, jetzt steht für mich

hundertprozentig fest, daß du verrückt bist. Nun möchte ich auch nicht mehr, daß zwischen uns was läuft. Ich treib's doch nicht mit einem, der einen Dachschaden hat.«

Sie griff nach ihrer Handtasche.

»Ich ruf dir ein Taxi«, sagte Yates.

»Vielen Dank, bemühe dich nicht. Ich halte unterwegs eines an«, erwiderte Faye zornig und stürmte aus der Wohnung.

Sie warf die Tür kräftig zu. Der Knall mußte mindestens die Hälfte der Hausbewohner aufwecken.

Obwohl Faye im Zorn von ihm gegangen war, fühlte er sich erleichtert, denn er brauchte sich nicht mehr mit ihr zu beschäftigen, konnte seinen Gedanken freien Lauf lassen.

Es dauerte nicht lange, bis er sich sagte, es müsse darüber mit seinem Partner reden.

Oder hatte Keenan Aprea auch Burt angerufen? Wieso meldete sich Burt nicht? Nahm er Rücksicht auf seinen Schlaf?

So rücksichtsvoll war Yates nicht. Nicht in dieser Situation!

Er wählte die Nummer des Freundes und ließ es läuten. Eine Zeitlang konnte Burt das Klingeln ignorieren, aber wenn es nicht aufhörte, mußte er sich wohl oder übel aus dem Bett quälen.

Endlich meldete sich McDiarmid mit einer fast fremden, brüchigen Stimme.

»Ich bin es: Gordon«, sagte Yates.

»Menschenskind, weißt du, wie spät es ist?« fragte McDiarmid ärgerlich.

»Das ist mir scheißegal!« schnauzte ihn Yates an. »Ich muß mit dir reden!«

»Ach, und hat das nicht bis morgen Zeit?«

»Nein!« blaffte Yates.

»Hör mal, wenn du nicht sofort ein wenig freundlicher wirst, lege ich auf!«

»Du wirst mir jetzt zuhören, verdammt!« schrie Yates.

»Sag mal, was ist denn mit dir los? Hast du Schwefelsäure getrunken?«

»Schlimmer«, gab Gordon Yates zurück. »Ich hatte einen Anruf von Keenan Aprea!«

»Im Traum?«

»Schön wär's. Nein, in Wirklichkeit!« behauptete Yates.

»Du bist besoffen!«

»Ich bin stocknüchtern, Burt!« sagte Yates eindringlich, und dann wiederholte er so ziemlich jedes Wort, das Keenan Aprea gesagt hatte.

»Damit kannst du mich nicht überzeugen«, erwiderte McDiarmid. »Keenan Aprea ist tot. Wir haben ihn niedergeschossen und sterben gesehen. Oder bezweifelst du das etwa? Aprea ging durch viele Hände,

bevor man ihn beerdigte. Wenn er nicht wirklich tot gewesen wäre, wäre das doch irgend jemandem aufgefallen.«

»Er hat schon wieder zwei Menschen umgebracht, Burt«, sagte Yates nervös.

»Vielleicht hat er dir das nur erzählt.«

»Er hat es so wie immer getan«, sagte Yates.

»Behauptete dieser Verrückte. Er kann nicht Aprea sein.«

»Das sage ich mir doch auch fortwährend, aber wer war es dann?«

»Einer, der sich hervortun möchte«, sagte McDiarmid.

»Und wenn morgen früh zwei weitere Morde des Stechers gemeldet werden?« sagte Yates aufgeregt.

»Dann kann es sich nur um einen Nachahmungstäter handeln«, sagte McDiarmid überzeugt. »Um einen, der sich für Aprea hält. Ein Irrer. Denn den echten Stecher von Soho gibt es nicht mehr, begreif das doch endlich!«

***

Ich las die schreckliche Meldung vom Mord an Linda George und Ralph Gilling und stürzte sofort zum Telefon, um Tucker Peckinpah anzurufen.

Tuvvana meldete sich. Ich hatte ein paar nette Worte für sie und bat sie dann, mich mit dem Industriellen zu verbinden.

»Tut mir leid, Tony, Mr. Peckinpah ist nicht im Haus«, sagte Cruvs niedliche Freundin.

»Wo kann ich ihn erreichen?« wollte ich wissen.

»Keine Ahnung. Er las die Morgenzeitung, und dann hatte er es furchtbar eilig, aus dem Haus zu kommen.«

Peckinpah mußte ebenfalls auf den Bericht über die neue Bluttat gestoßen sein. Man sprach von einem Nachahmer.

»Dann gib mir Cruv«, verlangte ich.

»Den hat Mr. Peckinpah mitgenommen«, sagte Tuvvana. »Worum handelt es sich?«

»Ist nicht so wichtig«, antwortete ich, denn ich wollte sie nicht aufregen.

»Niemand sagt mir etwas«, beklagte sich Tuvvana.

»Glaub mir, so lebst du ruhiger«, sagte ich und legte auf.

Vicky Bonney betrat den Raum.

»Wie geht es Jubilee?« wollte ich wissen.

»Sie hat leichtes Fieber«, antwortete meine blonde Freundin.

»Vielleicht sollte der Arzt sie ansehen«, sagte ich.

»Sie will keinen Arzt.«

»Was hat sie denn schon zu wollen?« brauste ich auf, und ich spürte, wie der Zorn in meinem Hals pochte.

Dieses verfluchte Marbu-Gift. Ich zwang mich zur Ruhe.

Vickys veilchenblaue Augen durchforschten mein Gesicht. »Was hast du, Tony?«

Ich wies auf die aufgeschlagene Zeitung, und sie las den schrecklichen Bericht. Es gab keinen Beweis dafür, aber für mich stand fest, daß diese Bluttat kein Nachahmer begangen hatte.

Nein, das war Keenan Aprea höchstpersönlich gewesen. Die Menschen hatten zu früh erleichtert aufgeatmet.

Es vergingen zwei Stunden, bis sich Tucker Peckinpah meldete. Er hatte ein paar Hebel in Bewegung gesetzt, um eine Exhumierung des Stechers zu erwirken.

Wenn ich dabei sein wolle, fuhr er fort, solle ich mich in einer Stunde auf dem Friedhof einfinden.

Ich kam mit Mr. Silver.

»Man wird einen leeren Sarg ausbuddeln«, sagte der hünenhafte Ex-Dämon, als wir den Gottesacker betraten.

Davon war auch ich überzeugt.

»Wozu soll die Mühe gut sein?« fragte Mr. Silver verständnislos.

»Kann ich dir sagen«, gab ich zurück. »Wir Menschen haben eine ganze Menge Regeln und Gesetze geschaffen, an die wir uns halten müssen, damit das Zusammenleben funktioniert. Keenan Aprea war tot und begraben, und somit war dieser Fall für die Polizei abgeschlossen. Wenn man ihn wiederaufnehmen soll, wenn Keenan Apreas Name wieder auf den Fahndungslisten stehen soll, muß erwiesen sein, daß er nicht in seinem Grab liegt. Man wird die verrücktesten Spekulationen darüber anstellen, wieso Apreas Sarg leer ist, und man wird zu dem einzig möglichen Schluß kommen, daß der Mann nicht tot war, als man ihn ins Leichenhaus brachte.«

Wir erblickten zwischen den Grabsteinen Tucker Peckinpah, Cruv, Jon Morell und einen Mann, den ich nicht kannte.

Wenig später machte uns Peckinpah mit diesem Mann bekannt. Es war Staatsanwalt Roul O'Brien, dem die undankbare Aufgabe übertragen worden war, bei der Exhumierung dabei zu sein.

Ich hätte ihn beruhigen können, denn diesmal würde sich sein Magen wohl nicht umdrehen. Es sei denn, er vertrug den Anblick eines leeren Sargs nicht.

Der Totengräber hatte mit seiner Arbeit schon begonnen. Er stand in der Grube und schleuderte das lockere Erdreich hoch.

Über uns schien sich ein Gewitter zusammenzubrauen. Anthrazitfarbene Wolken hingen sehr tief und machten den Tag fast zur Nacht.

Ein heftiger Sturm brauste über den Friedhof und schüttelte die großen Bäume. Manchmal verfing er sich unter dem Dach einer Gruft und heulte schaurig.

In der Ferne zuckten ab und zu Blitze. Ich hob den Kopf. »Hoffentlich

bleibt es noch kurze Zeit trocken«, sagte ich mit gerümpfter Nase. »Ich dusche lieber daheim, unbekleidet.«

Jon Morell schaufelte mit der Regelmäßigkeit einer Maschine, und bald vernahmen wir einen dumpfen Laut.

Der Totengräber war auf den Sarg gestoßen. Ich sah, wie der Staatsanwalt ein Taschentuch hervorholte und es sich vor Mund und Nase hielt. Wegen des Verwesungsgeruchs, den er erwartete, sobald Morell die Totenkiste öffnete.

Doch so weit war Jon Morell noch nicht. Er mußte den Sarg zuerst noch besser freischippen. Dann richtete er sich keuchend auf und wischte sich den Schweiß mit dem Ärmel vom Gesicht.

Roul O'Brien warf uns nervöse Blicke zu. »Immer kriege ich die miesesten Jobs«, beklagte er sich. Er war noch jung. Natürlich wälzten die älteren Kollegen die unangenehmen Dinge auf ihn ab.

»Soll ich den Sarg öffnen?« fragte Jon Morell.

»Na schön, tun Sie's«, seufzte der Staatsanwalt. Ich sah ihm an, wie erregt er war. Er hätte sich am liebsten ganz hinter seinem großen Taschentuch versteckt.

Wenn dies eine andere Exhumierung gewesen wäre, hätte sie mich auch nicht so kalt gelassen, aber ein leerer Sarg war zu ertragen.

Der Totengräber beschäftigte sich mit dem Sargdeckel. Tucker Peckinpah nahm seine Zigarre aus dem Mund. Obwohl auch er damit rechnete, daß der Sarg leer war, wirkte er in diesem Moment gespannt.

Cruv hatte neuerdings mit seinen Melonen kein Glück. Er trug eine neue, aber die riß ihm der Sturm vom Kopf, und er mußte weit laufen, um sie sich wiederzuholen.

Inzwischen hob der Totengräber den Sargdeckel hoch. Zuerst langsam, und nur einige Zentimeter, aber dann drückte er ihn rasch auf, und wir sahen… Keenan Aprea!

Damit hatte ich nicht gerechnet!

***

Doch ein Nachahmer! durchfuhr es mich.

Aber Arma war doch auf dem Friedhof gewesen. Sie hatte am Begräbnis des Stechers teilgenommen. Der Totengräber war besessen gewesen. Die beiden Morde in Soho, ganz im Stil des Stechers!

All das wies darauf hin, daß Arma dem Killer die Rückkehr aus dem Totenreich ermöglicht hatte. Wieso lag er dann aber friedlich in seinem Sarg?

Verließ er nachts sein Grab, um nach grauenvollen Taten hierher zurückzukehren? Wer buddelte ihn dann jedesmal wieder ein? Der Totengräber?

Irgend etwas war hier faul. Arma spielte uns einen Streich. Ich

blickte mich argwöhnisch um, denn es war denkbar, daß sie sich in der Nähe befand und sich über unsere verdutzten Gesichter amüsierte.

Ich sah sie nicht.

Roul O'Brien hatte gut daran getan, rechtzeitig sein Taschentuch herauszuholen, denn der Gestank, der dem Sarg entstieg, war bestialisch.

Der Staatsanwalt schwankte leicht, und sein Gesicht war fast so weiß wie sein Taschentuch.

»Es ist gut, Mr. Morell«, krächzte O'Brien. »Wir haben den Toten gesehen. Schließen Sie den Sarg wieder. Mein Gott, ist das ein Gestank.«

»Beinahe schon zuviel des Guten«, brummte Mr. Silver.

Ich schaute ihn verwirrt an. »Wie meinst du das?«

»Daß das alles nicht echt ist.«

»Du meinst, im Sarg liegt ein Double von Keenan Aprea?« fragte ich den Ex-Dämon.

»Von Arma geschaffen, um uns zu täuschen«, bemerkte der Hüne mit den Silberhaaren grimmig. »Sie will uns glauben machen, daß Aprea hier liegt, aber ich falle auf ihren Trick nicht herein.«

Der Staatsanwalt wurde zwangsläufig Zeuge unserer Unterhaltung. »Was soll das, Mr. Silver? Wir sehen Keenan Aprea doch alle.«

»Was wir sehen, ist eine magische Puppe, geschaffen von Zauberkraft«, erwiderte der Ex-Dämon. »Arma läßt sie nach Verwesung riechen, damit es echt wirkt. Wenn sie wollte, könnte sie die Puppe sogar bewegen.«

O'Brien warf Tucker Peckinpah einen nervösen Blick zu. »Mr. Peckinpah, wer ist dieser Mann?«

»Einer, der nur zu genau weiß, wovon er redet«, antwortete der Industrielle.

»Herrgott noch mal, Morell!« rief der Staatsanwalt in das Grab. »Wie lange dauert das denn noch? Warum schließen Sie nicht endlich den Sarg?«

»Es geht nicht!« stöhnte der Totengräber. »Der Deckel klemmt irgendwo.«

Das machte Mr. Silver stutzig. Er witterte Gefahr - vor allem für Jon Morell.

»Schnell, Morell!« rief der Ex-Dämon. »Raus aus dem Grab! Beeilen Sie sich! Nun machen Sie schon! Geben Sie mir Ihre Hand!«

»Zuerst soll er den Sarg schließen!« rief der Staatsanwalt. »Lieber Himmel, es kann doch nicht so schwierig sein, einen Sargdeckel zuzumachen! Springen Sie einfach drauf, Morell!«

»Dazu ist jetzt keine Zeit!« keuchte Mr. Silver. Er ging in die Hocke und streckte dem Totengräber die Hand entgegen.

Plötzlich brüllte Jon Morell wie am Spieß. Weshalb, das sahen wir

einen Augenblick später.

Keenan Aprea umklammerte die Fußknöchel des Mannes mit beiden Händen!

***

Natürlich traute Roul O'Brien seinen Augen nicht, als er sah, daß sich der so stark nach Verwesung riechende Leichnam bewegte. Er taumelte fassungslos mehrere Schritte zurück.

Cruv und Tucker Peckinpah kümmerten sich um den Staatsanwalt, der wohl zum erstenmal in seinem Leben an seinem Verstand zweifelte. Tote sind tot und können sich nicht mehr bewegen. Das war ein Naturgesetz.

Daß man solche Gesetze mit der entsprechenden Magie jederzeit aufheben und auf den Kopf stellen konnte, wußte er nicht.

Mr. Silver versuchte den Totengräber aus dem Grab zu ziehen. Keenan Aprea ließ es nicht zu. Der Ex-Dämon zerrte Morell hoch, und Aprea zog ihn wieder zu sich hinunter.

Mir tat der Mann schrecklich leid. Er hatte wahnsinnige Angst, und Mr. Silver schaffte es nicht, ihn den Totenklauen zu entreißen.

»Hilfe!« brüllte Jon Morell hysterisch. »So helft mir doch!«

Da es Mr. Silver allein nicht schaffte, griff ich ein. Ich sprang vor, stand neben dem Grab, aus dem der furchtbare Gestank stieg.

Es blitzte und donnerte. Das war genau die richtige Szenerie für diese schreckliche Situation. Keenan Aprea - oder die magische Puppe, wie Mr. Silver den Leichnam genannt hatte - wollte den Totengräber zu sich in den Sarg zerren.

Morells verzweifelte Schreie wurden immer lauter und schriller, während Aprea höher griff und seine bleichen Totenfinger in den Stoff der Arbeitshose krallte.

Jon Morell trat wie von Sinnen zu, schlug wild um sich. Das erschwerte es dem Ex-Dämon, ihn besser in den Griff zu bekommen.

Aprea setzte sich auf.

Wenn das auch nicht Keenan Aprea selbst war, so war dieser Kerl doch genauso gefährlich wie der echte Stecher, und er kämpfte verbissen um sein Opfer.

Ich zog meinen Colt Diamondback und entsicherte die Waffe, die mit geweihten Silberkugeln geladen war. Keenan Aprea warf sich jetzt wild hin und her.

Ein sicherer Treffer war unmöglich. Ich drückte trotzdem ab, um diesem grauenvollen Spuk ein Ende zu bereiten.

Der Schuß krachte lauter als der Donner, und die Feuerblume, die vor der Mündung aufplatzte, war fast so grell wie der Blitz am Himmel.

Die geweihte Silberkugel streifte Aprea.

Ein ohrenbetäubendes Gebrüll, das uns allen durch Mark und Bein ging, schallte aus dem Grab.

Aprea ließ den Totengräber kurz los, griff aber gleich wieder zu, doch mit dem zweiten Schuß hatte ich jenen Erfolg, den ich mir schon für den ersten gewünscht hatte.

Diesmal war's ein Volltreffer.

Die Kugel stieß Aprea zurück. Er drehte sich, und ein Arm und ein Bein hingen aus dem Sarg, dessen Deckel auf einmal von selbst zufiel. Mr. Silver hievte den Totengräber endlich aus dem Grab.

Jon Morell schrie immer noch. Er hatte noch nicht mitbekommen, daß er gerettet war. Mr. Silver beruhigte ihn, und schließlich verstummte er. Aber sein Blick blieb verstört, und Schweiß tropfte von seinem Gesicht.

Im Grab begann der Arm des ›Toten‹ zu dampfen, sein Bein ebenfalls. Verfall setzte ein. Graue Dämpfe krochen aus dem Sarg, und das Wesen, das Arma geschaffen hatte, um uns zu täuschen, verging.

Wenn Mr. Silver nicht mißtrauisch geworden wäre, wäre es zu diesem schaurigen Zwischenfall wahrscheinlich nicht gekommen.

So aber wollte Arma mit uns ihren Spaß haben. Wieder blickte ich mich argwöhnisch um, doch die Zauberin ließ sich nicht sehen. Dennoch war ich sicher, daß sie uns beobachtete.

Was sich ereignet hatte, ging auch über das geistige Fassungsvermögen des Staatsanwalts.

Wir nahmen uns nicht die Zeit, ihm irgend etwas erklären zu wollen, denn es fing an, in dicken Tropfen zu regnen - als wollte uns der Himmel mit diesen Wassermassen erschlagen.

Wir sahen erst mal zu, ins Trockene zu kommen, und das war das Haus des Totengräbers.

Wenn jemand trinkt, stehe ich dem ablehnend gegenüber, denn damit lassen sich keine Probleme lösen. Daß Jon Morell jetzt aber nach einem Schnaps verlangte, konnte ich sehr wohl verstehen, denn er hatte Furchtbares mitgemacht.

Er sagte mir, wo die Flasche stand, und ich füllte ihm ein Glas reichlich.

»Ich begreife es nicht«, sagte Roul O'Brien, immer wieder den Kopf schüttelnd. »Ich kann es einfach nicht begreifen.«

Es hatte keinen Sinn, wenn Tucker Peckinpah, Cruv oder ich es ihm zu erklären versuchten. Das mußte Mr. Silver tun, denn nur der Ex-Dämon konnte dafür sorgen, daß ihm der Staatsanwalt glaubte.

***

Der echte Keenan Aprea lief zur gleichen Zeit durch den immer heftiger werdenden Regen. Autos, die an ihm vorbeifuhren, bespritzten ihn, doch das störte ihn nicht.

Er hatte sich etwas vorgenommen und war im Begriff, es auszuführen. Niemand würde es verhindern können.

Er trug das große Messer in seiner Jacke. Vor ihm ging ein alter Mann über die Straße, und einen Moment war der Stecher versucht, ihm zu folgen.

Das Krachen des Donners schien Aprea an sein Vorhaben zu erinnern, denn er würdigte den alten Mann keines Blickes mehr und lief zielstrebig weiter.

Es war viel über ihn geschrieben worden, und auch über die Männer, die ihn zur Strecke gebracht hatten.

Wenig hatte man über das Mädchen geschrieben, das er in jener Nacht zu töten versucht hatte.

Sie war in der Euphorie untergegangen. Die Schlagzeilen hatten fast immer den ›Helden‹ gegolten.

Helden… Für Aprea waren sie keine Helden, und er würde bald beweisen, daß sie Nieten waren.

Sie würden Bekanntschaft mit seinem Messer machen, und er würde dafür sorgen, daß es in allen Zeitungen stand.

Inzwischen wußte bestimmt auch schon McDiarmid, was ihm bevorstand. Keenan Aprea verzog sein häßliches Gesicht zu einem bösen Grinsen. Vorläufig sollten die Detektive nur Angst haben und von Stunde zu Stunde nervöser werden.

Wenn sie so weit waren, daß sie sogar vor ihrem eigenen Schatten erschraken, würde er sie sich holen - einen nach dem andern, nicht beide gleichzeitig, denn zu zweit waren sie stark.

Jetzt war erst mal Julie Hudson dran.

Er haßte es, etwas begonnen, aber nicht zu Ende geführt zu haben.

Das mußte er ändern.

***

Julie Hudson stand in ihrem Penthouse vor dem Spiegel und frisierte ihre tizianrote Perücke. Sie trug ein sehr elegantes, sehr frauliches Kleid, das trotz seiner Raffinesse einfach war.

Draußen blitzte und krachte es, als ob die Welt einstürzen wollte. Julie hatte keine Angst vor Gewittern. Sie war kein ängstliches Mädchen. Was sie jedoch in jener Nacht in Soho erlebt hatte, hatte sie lange als Alptraum verfolgt.

Heute war sie glücklicherweise darüber hinweg.

Wieder donnerte es. Das ganze Haus bebte. Hier oben, im 14. Stock, schien man ein Gewitter besonders laut mitzubekommen. Vielleicht deshalb, weil man den Wolken näher war.

Julie beugte sich vor und betrachtete ihr Gesicht im Spiegel. Sie war mit ihrem Aussehen nicht zufrieden. Sie hatte zwar hübsche Augen, eine wohlgeformte Nase, sinnliche Lippen und ein hübsches Kinn, aber

das zusammen ergab keine Harmonie.

Sie pinselte noch ein bißchen Rouge auf ihre Wangen, dann sagte sie zu sich: »Das reicht. Mehr kann ich nicht tun. Ich bin schließlich keine Maskenbildnerin.«

Sie schlenderte von der Diele ins Wohnzimmer. Große Regentropfen prasselten gegen das Glas der großen Panoramatür, die auf die Terrasse führte. Im Sommer war es dort draußen herrlich.

Julie lag oft stundenlang in der Sonne. Sie liebte es, nahtlos braun zu sein, und ihre Kunden schätzten es.

Sie blickte sich im großen Livingroom um. Peinliche Sauberkeit herrschte. Die Zugehfrau hatte sich diesmal besondere Mühe gegeben. Schließlich würde ein Reporter von ›High Life‹, einer großen Illustrierten, kommen und hier Fotos machen.

Julie hatte sich die Sache gut überlegt. Als Moses Langdon, der Reporter, sie angerufen und ihr seinen Vorschlag unterbreitet hatte, hatte sie zunächst sofort abgelehnt, aber so leicht hatte sich der Mann nicht abwimmeln lassen.

Er hatte wieder angerufen. Er hatte neue Argumente vorgebracht, und diesmal hatte Julie nicht sofort nein gesagt, sondern um Bedenkzeit gebeten.

Als Langdon sich zum drittenmal meldete, hatte sie zugesagt und mit ihm einen Termin vereinbart.

Er wollte ihre Story bringen, die Geschichte eines Opfers des Stechers von Soho. Des einzigen Opfers, das diese schreckliche Begegnung überlebt hatte.

Er hatte ihr Geld geboten. Zuerst siebentausend Pfund, dann zehntausend, und dieses großzügige Angebot hatte es ihr leichter gemacht, sich zu entscheiden.

Um zehntausend Pfund zu verdienen, mußte so manch einer hart arbeiten, und Julie brauchte nichts weiter dafür zu tun, als ihre Geschichte zu erzählen und ein bißchen vor der Kamera des Reporters in ihrem schicken Penthouse zu posieren.

Leicht verdientes Geld. Sie wäre dumm gewesen, wenn sie das Angebot ausgeschlagen hätte, zu diesem Standpunkt hatte sie sich inzwischen durchgerungen.

Natürlich würde sie Langdon nichts von ihrem Job erzählen. Es mußte schließlich nicht alle Welt wissen, daß sie ein leichtes Mädchen war, das sich an wohlhabende Herren verkaufte.

Sie hatte sich eine halbwahre Geschichte zurechtgelegt, die bei den Lesern von ›High Life‹ bestimmt sehr gut ankommen würde. Es war eine Geschichte, wie sie Julie selbst gern in Illustrierten las.

Moses Langdon würde damit zufrieden sein. Er mußte damit zufrieden sein, denn eine andere Geschichte würde er nicht zu hören bekommen.

Sie blickte auf ihre Uhr. Wenn Langdon pünktlich war, würde er in fünf Minuten läuten.

Er war überpünktlich und läutete jetzt schon!

Julie erschrak. Sie zuckte zusammen. Eben hatte sie überlegt, ob sie einen Drink nehmen sollte, um ruhiger und gelassener zu sein, wenn der Reporter kam.

Nun war er da, und der Drink fiel vorläufig ins Wasser, aber aufgeschoben war nicht aufgehoben.

Julie hatte Langdon noch nie gesehen. Sie war neugierig, wie er aussah, und sie hoffte, einen guten Eindruck auf ihn zu machen, damit er gut über sie schrieb.

In der Diele wandte sie sich noch einmal kurz dem Spiegel zu. Hoffentlich mag er tizianrotes Haar, dachte sie und eilte zur Tür, um sie zu öffnen.

Sie konnte ihre Enttäuschung kaum verbergen, als sie den Reporter sah. Seine Stimme hatte so angenehm, so warm, so voll geklungen. Julie fragte sich unwillkürlich: Was hast du erwartet? Einen Filmstar? Er sieht aus wie jedermanns Schwager, klein, unscheinbar, mit Brille, schütterem Haar und Schnauzbart.

»Hallo, da bin ich«, sagte er mit seiner großartigen Stimme. Sie hätte zu einem Traummann gepaßt, der mindestens einsachtzig groß war.

Julie war verwirrt, aber nicht mehr nervös. Sie fühlte sich diesem Mann überlegen. Wer so aussah, durfte nicht wählerisch sein; dem mußte auch ihre tizianrote Perücke gefallen.

Er trug eine Fototasche und einen Schirm.

»Mistwetter«, sagte er. »Ausgerechnet heute muß es regnen. Und dann gleich so, daß sogar 'ne Ente ertrinkt.«

»Kommen Sie herein«, sagte Julie und nahm ihm den Schirm ab. »Wenn Sie möchten, braue ich für Sie einen schönen, starken Grog.«

»Das ist nicht nötig«, sagte Langdon. »Ein guter Whisky tut es auch.«

»Können Sie haben«, sagte Julie und trug den Schirm ins Bad.

Als sie den Reporter ins Wohnzimmer führte, nickte er anerkennend. »Sie wohnen sehr schön.«

»Schade, daß die Sonne nicht scheint«, sagte das Mädchen. »Von der Terrasse hat man einen wunderbaren Blick über die Stadt. Setzen Sie sich doch, Mr. Langdon. Whisky, sagten Sie? Kommt sofort.«

Sie füllte zwei Gläser.

Und unten betrat Keenan Aprea das Haus.

***

Der Stecher schüttelte das Wasser ab, während er auf den Lift wartete. Die Kabine befand sich ganz oben - bei Julie Hudson. Aprea nahm an, daß sie den Fahrstuhl als letzte benützt hatte. Sie war also zu Hause.

Ungeduldig wartete er auf das Eintreffen der Kabine. Seine Hand umschloß den Griff des Messers in seiner Manteltasche.

Endlich traf der Fahrstuhl ein. Die Türen öffneten, und Aprea betrat die Kabine.

Während der Fahrt zog er das. Messer aus der Jacke. Die große Klinge blinkte im Neonlicht. Der Stecher war unterwegs zu seinem Opfer. Er würde vollenden, was er in jener Nacht begonnen hatte, Julie Hudson hatte nur noch kurze Zeit zu leben. Genau genommen war sie jetzt schon so gut wie tot.

***

Der Reporter bekam seinen Drink. Julie setzte sich ebenfalls. Sie tranken, und ihre Unterhaltung bewegte sich zunächst in privaten Bahnen.

Moses Langdon sprach über seinen beruflichen Werdegang. Bevor er bei ›High Life‹ anfing, hatte er Dutzende anderer Jobs. Für die Illustrierte arbeitete er aber nun schon sechs Jahre, und er sagte, er habe sich mit einigen guten Reportagen in der Branche einen Namen gemacht.

Er war seit einem Jahr verheiratet - keine Kinder. Er wollte keine, und seine Frau hatte sich damit abgefunden.

Nach dem dritten Whisky - der ihm ausgezeichnet schmeckte, wie er betonte (kein Wunder, es war der teuerste, den es in London zu kaufen gab) - meinte der Reporter lächelnd: »Es ist zwar furchtbar nett, mit Ihnen zu plaudern. Miß Hudson, aber allmählich sollten wir auch ein wenig an die Arbeit denken.«

Er legte ein kleines Gerät auf den Tisch. Es wurde von Batterien gespeist, und Moses Langdon konnte damit alles aufzeichnen, was Julie erzählte.

»Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen, wenn ich das Ding da mitlaufen lasse«, sagte er. »Die Zeiten, wo man mitgeschrieben hat, sind glücklicherweise vorbei. Ich habe die Kurzschrift nie richtig beherrscht. Ich bewundere die Leute, die schneller schreiben, als man sprechen kann.«

Das Gewitter nahm an Heftigkeit zu.

»Die richtige Untermalung«, sagte Langdon lächelnd. Aber dann wurde er ernst. »Es muß ein grauenvolles Erlebnis gewesen sein, dem Stecher von Soho zu begegnen. Zwölf Opfer gingen bereits auf sein Konto, und Sie sollten sein dreizehntes werden.«

Julie leerte ihr Glas. Ihre Hand zitterte, als sie das Glas auf den Tisch stellte.

Die Erinnerung an jene schreckliche Nacht war auf einmal wieder voll da. Julie hatte sich eingebildet, darüber hinweg zu sein, doch nun schlug ihr Herz schneller, und ihre Hände wurden feucht.

Es war noch lange nicht überwunden.
Langdon bat sie, zu erzählen, was geschehen war, und er wollte, daß sie ihm auch ihre Empfindungen schilderte.
Als sie langsam zu sprechen anfing, verstummte er. Allmählich sprach sie schneller, atemloser, denn sie regte sich auf, und als sie erzählte, wie Keenan Aprea sie gepackt und sie geglaubt hatte, nun müsse sie sterben, schrie sie schon fast, und ihre Augen waren dabei merkwürdig glasig, als hätte sie Fieber.
Sie brach atemlos ab, als sie von Apreas Tod sprach, und bedeckte ihr Gesicht mit den Händen.
Moses Langdon schwieg. Er ließ ihr Zeit, sich zu sammeln. Das Tonbandgerät hatte er vorübergehend abgeschaltet. Es war sehr still in dem großen Wohnzimmer.
So still, daß das Ticken der kleinen Standuhr auf dem Sims des offenen Kamins äußerst störend wirkte.
Allmählich ebbte die Erregung des Mädchens ab. Julie ließ die Hände sinken. Sie schaute dem Reporter in die Augen und sagte mit belegter Stimme: »Entschuldigen Sie. Ich hatte gehofft, mich besser unter Kontrolle halten zu können.«
»Das wird Sie noch lange aufregen«, sagte Langdon. »So etwas läßt sich nicht so leicht verdrängen. Sie müßten aus Stein sein, um das so schnell zu verkraften.«
Er lockerte die Unterhaltung gekonnt auf, führte Julie fort von ihrer bösen Erinnerung und ließ das Tonband wieder mitlaufen. Er bat das Mädchen, ihm so viel wie möglich über sich zu erzählen.
Julie sammelte sich. Sie hatte darauf gewartet. Jetzt kam die Geschichte an die Reihe, die sie sich zurechtgelegt hatte. Die Halbwahrheiten gingen ihr großartig über die Lippen.
Moses Langdon war ihr für diesen guten Background zu ihrer Person sehr dankbar.
Ob Wahrheit oder nicht, das war auch ihm nicht so wichtig. Hauptsache, es ließ sich eine gute Geschichte daraus bauen, und mit den Elementen, die ihm Julie lieferte, ließ sich einiges anfangen.
Als sie ihm nichts mehr zu erzählen hatte, öffnete Langdon seine Fototasche und nahm seine Kamera heraus.
Er bat Julie, ihm das ganze Penthouse zu zeigen, und anschließend sagte er ihr, wo er überall Fotos von ihr schießen wollte.
Sie war einverstanden. Langdon bewies, daß er einen Blick fürs Wesentliche hatte. So, wie er die Aufnahmen machen wollte, würde Julie in ihrem Penthouse großartig zur Geltung kommen.
Sie machten die ersten Aufnahmen. Immer wieder flammte der Elektronenblitz auf. Julie kam sich wie eine Berühmtheit vor. Sie freute sich jetzt schon auf das Erscheinen dieser Reportage. Sie würde gleich mehrere Exemplare von ›High Life‹ kaufen und an gute Freunde

verschenken.

Langdon bat sie, auch mal etwas anderes anzuziehen. Sie forderte ihn auf, mitzukommen, und zeigte ihm ihre Garderobe.

»Das - und das - und das - und das«, sagte er, nahm die Kleider, die er meinte, aus dem weißen Schleiflackschrank und legte sie aufs Bett.

Dann kehrte er in den Livingroom zurück, damit sie sich ungestört umziehen konnte.

Er war ein schrecklich netter Kerl. Daß er nicht so gut aussah wie Robert Redford, fiel ihr schon nicht mehr auf.

Julie schlüpfte in ein Kleid aus mitternachtsblauem Tüll. Es war nur ein Hauch, der ihren makellosen Körper umschmiegte.

Den Reißverschluß am Rücken ließ sie offen, den sollte Moses Langdon hochziehen, dann brauchte sie sich nicht zu verrenken.

Sie hatte nicht die Absicht, ihn zu verführen. Der Reporter sollte ihr damit lediglich eine kleine Gefälligkeit erweisen.

Julie öffnete ihre lederne Schmuckschatulle und suchte die Halskette und die Clips, die ihrer Meinung nach am besten zum Kleid paßten. Dann verließ sie das Schlafzimmer und kehrte in den Livingroom zurück, in dem es eigenartigerweise nach Erde roch.

Moses Langdon saß in einem Sessel. Sein Gesicht war den großen Panoramatüren zugewandt, über die der Regen perlte.

Soeben blitzte es wieder, und der folgende Donner hörte sich wie das Brüllen eines riesigen Ungeheuers an, das ganz London verschlingen wollte.

»Ach bitte, würden Sie die Freundlichkeit haben, mir den Reißverschluß hochzuziehen, Mr. Langdon?« sagte das Mädchen und begab sich zu ihm.

Sie ging am Sessel vorbei und blieb knapp davor stehen, aber Langdon fand es wohl nicht schicklich, ihr diesen Dienst zu erweisen.

Sie lachte leise. »Keine Angst, Ihre Frau erfährt es ganz bestimmt nicht. Ich kann schweigen wie ein Grab.«

Langdon half ihr trotzdem nicht. Vermutlich war er in dieser Hinsicht ein bißchen verklemmt. Julie tat es schon leid, ihn in diese peinliche Lage gebracht zu haben.

»Es ist doch nichts dabei«, sagte sie.

Lächelnd drehte sie sich um, und im nächsten Moment gefror dieses Lächeln auf ihren Zügen, denn Moses Langdon stierte an ihr vorbei.

Seine Kehle war durchgeschnitten!

***

Julie Hudson prallte entsetzt zurück. Sie hörte ein Mädchen grell schreien, ohne zu begreifen, daß sie es selbst war, die schrie. Sie riß die Augen weit auf und zerrte an den Haaren ihrer Perücke, die verrutschte.

Sie warf die Perücke auf den Boden. Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Es war ihr unmöglich, zu begreifen. Wieso war der Reporter auf einmal tot?

Wer hatte ihn umgebracht?

In ihrem Penthouse!

Plötzlich eine Stimme: »Julie!« schien Moses Langdon zu sagen. »J-u-l-i-e!«

Oder war das jemand anders? Langdon hatte die Lippen nicht bewegt. Schlaff hing seine Unterlippe vor. Er könnte nicht gesprochen haben. Nicht mit dieser grauenvollen Verletzung. Er konnte nicht mehr reden. Er war tot!

»J-u-l-i-e!« Da war die Stimme wieder.

Tränen schossen dem Mädchen aus den Augen. »Ich halte das nicht aus!« schrie sie.

»Julie, ich bin hier, um dich zu holen!« Das war nicht Moses Langdon. Es mußte sich noch jemand im Penthouse befinden. Ein Verrückter, der zuerst den Reporter umgebracht hatte, um sich anschließend ungestört ihr widmen zu können.

Julie befand sich in heller Panik. Sie schaute sich gehetzt um, konnte durch den dichten Tränenschleier, der vor ihren Augen lag, kaum etwas wahrnehmen.

Neben dem offenen Kamin! Stand dort nicht jemand? Eine bullige Gestalt? Julie wischte sich schluchzend die Tränen aus den Augen, doch es flossen gleich wieder neue nach.

Aber für einen winzigen Moment sah sie klar.

Und sie sah den Stecher von Soho!

***

Da war er wieder, obwohl ihn Burt McDiarmid und Gordon Yates, ihre beiden Lebensretter, erschossen hatten. Obwohl er begraben worden war.

All dem zum Trotz war er wieder da, stand vor ihr, diesmal nicht in einer dunklen Straße von Soho, sondern in ihrem Penthouse, und er hielt wieder dieses entsetzliche Messer in der Hand.

Julies Verstand hakte völlig aus. Wie konnte ein Mensch, der erschossen und begraben worden war, plötzlich wieder vor ihr stehen?

Sie sah ihn, und sie akzeptierte diese schreckliche Tatsache. Und sie wollte sich retten. Einmal war es ihr gelungen, dem Stecher zu entkommen, aber würde sie es noch einmal schaffen?

Beim erstenmal waren ihr zwei Privatdetektive zu Hilfe gekommen. Diesmal war sie allein. Natürlich wohnten Menschen im Haus, aber bis einer von denen mitbekam, was sich hier ereignete, konnte es für Julie schon zu spät sein.

Sie wollte etwas tun, womit Keenan Aprea nicht rechnete. Auf ihre

Flucht war er eingestellt, aber was würde er tun, wenn sie ihn in ihrer wahnsinnigen Verzweiflung angriff?

Sie stürmte los. Aprea wollte ihr den Weg zur Tür abschneiden, doch dorthin lief Julie nicht. Sie rannte zum offenen Kamin und stürzte sich förmlich auf den Feuerhaken.

Sie griff danach und riß ihn aus dem Messingkübel, in dem er lehnte. Keenan Aprea erkannte, daß er falsch reagiert hatte, und kehrte sofort um.

Mit erhobenem Messer wuchtete er sich dem Mädchen entgegen. Julie wandte sich ihm zu. Ihr Herz raste und drohte zu zerspringen. Sie schlug aus der Drehung zu und traf die Schläfe des Stechers.

Keenan Aprea brach zusammen, als hätte ihn einer der Blitze getroffen, die über dem Penthouse aufflammten. Er schlug hart hin, und seine Hand öffnete sich.

Das Messer rutschte einige Yards von ihm weg. Julie war in Schweiß gebadet. Verstört blickte sie auf den Mann, der reglos vor ihr lag. Hatte sie ihn erschlagen?

Sie ließ den schweren Feuerhaken sinken. Es ging fast über ihre Kräfte, ihn noch länger festzuhalten. Sollte es ihr tatsächlich gelungen sein, dem grauenvollen Schicksal noch einmal zu entkommen?

Sie wagte nicht, sich zu freuen. Ratlos stand sie da. Aprea schien tot zu sein.

Zum zweitenmal tot!

Julie ließ den Feuerhaken in den Messingkübel fallen. Das Gepolter war störend laut.

Zwei Tote befanden sich in ihrem Penthouse. In ihren schlimmsten Träumen hätte sie sich so etwas Schreckliches nicht ausgemalt. Julie spürte, wie ihre Knie weich wurden.

Gleich falle ich um! dachte sie. Ich brauche einen Drink…

Und nach dem Drink mußte sie die Polizei anrufen. Oder sollte sie ihr Penthouse verlassen und die Polizei von einer Telefonzelle aus verständigen?

Jetzt konnte ihr nichts mehr passieren. Keenan Aprea hatte Moses Langdon ermordet, und sie hatte Aprea erschlagen. Außer ihr war niemand mehr in der Wohnung.

Sie nahm sich zuerst einen Whisky, um die aufgepeitschten Nerven zu beruhigen. Sie leerte das Glas, als befände sich Tee darin. Als sie es wegstellte, vernahm sie ein Geräusch.

Sofort schnürte ihr die Angst wieder die Kehle zu. Woher kam dieses Schleifen und Kratzen? Julie blickte sich suchend um und machte eine haarsträubende Entdeckung: Das Messer des Stechers bewegte sich. Es rutschte über den Boden, auf Keenan Aprea zu. Er schien das Messer mit der Kraft seines Willens beeinflussen zu können.

Er war nicht tot!

Seine Augen waren offen, und er grinste Julie teuflisch an. Das Messer bewegte sich immer schneller auf ihn zu. Es drehte sich. Der Messergriff rutschte in Keenan Apreas Hand.

Waffe und Stecher bildeten wieder eine Einheit!

Nun dachte Julie nur noch an Flucht, aber Keenan Aprea ließ sie nicht entkommen. Er drängte sie zurück, immer weiter zurück.

Bis Julie Hudson nicht mehr ausweichen konnte…

***

»Mr. Yates, mein Name ist Tony Ballard, und das hier ist Mr. Silver«, sagte ich zu meinem Kollegen.

Wir hatten die Detektei Yates & McDiarmid aufgesucht, aber es war nur Yates da. Er bot uns Platz an. Für mich war er ein guter Bekannter, während er mich zum erstenmal sah. Das gleiche galt für Mr. Silver.

Yates lehnte sich zurück. Zur Begrüßung hatte er sich erhoben und uns die Hand gereicht.

»Mr. Ballard, Mr. Silver. Was kann ich für Sie tun?«

»Wir müssen mit Ihnen reden«, sagte ich.

»Na schön, und worüber?« wollte der Privatdetektiv wissen. Er hielt einen Bleistift zwischen seinen Händen.

»Über Keenan Aprea«, sagte ich.

Der Bleistift brach, und Gordon Yates schaute mich mit flatternden Lidern an.

»Was ist mit Aprea?« platzte es aus ihm heraus. Er warf den zerbrochenen Bleistift in den Papierkorb.

»Keenan Aprea ist nicht tot«, sagte ich ernst. »Er hat schon wieder zwei Menschen umgebracht. Staatsanwalt Roul O'Brien hat seine Exhumierung veranlaßt und festgestellt, daß sein Sarg leer ist.«

»Interessant«, sagte Yates und stützte sich auf die Ellenbogen. »Und warum kommen Sie mit dieser Neuigkeit zu mir? Wollen Sie das Geld zurückfordern, das man meinem Partner und mir gegeben hat?«

»Das Geld steht Ihnen zu«, erwiderte ich. »Sie haben den Stecher von Soho zur Strecke gebracht.«

»Widersprechen Sie sich nicht, Mr. Ballard? Eben sagten Sie…«

»Auch das ist leider richtig«, sagte ich, und dann ließ ich Mr. Silver zu Wort kommen, denn das vereinfachte die Dinge erheblich.

Dem Ex-Dämon war es auch gelungen, Roul O'Brien zu erklären, was zur Zeit passierte, und mit ähnlichen Worten weihte er nun Gordon Yates ein.

Mir hätte Yates die haarsträubende Geschichte nicht so leicht abgekauft, aber von Mr. Silver nahm er sie an, denn der Ex-Dämon wußte sich Glaubwürdigkeit zu verschaffen. Mit Hilfe seiner Magie.

Wir erfuhren von Yates, daß er Keenan Aprea nach dessen

Beerdigung in Soho gesehen hatte, und in derselben Nacht hatte ihn der Stecher auch angerufen.

Ich bat den Detektiv zu wiederholen, was der Killer gesagt hatte. Er sprach sehr offen mit uns. Mr. Silver hatte auch dafür gesorgt, daß der Mann uns auf Anhieb vertraute.

Yates erzählte uns, was er nach Keenan Apreas Anruf getan hatte, und in seinen letzten Satz schrillte das Telefon.

»Entschuldigen Sie«, sagte Gordon Yates und griff nach dem Hörer. Er meldete sich, und im nächsten Moment ging ein heftiger Ruck durch seinen Körper.

Er starrte zuerst mich und dann Mr. Silver entgeistert an. Dann schaltete er den Lautsprecher dazu, damit wir mithören konnten.

Jemand lachte so schaurig, daß mir eine Gänsehaut über den Rücken rieselte.

»Ihr dachtet, es verhindert zu haben, aber das war ein Irrtum!« kam es aus dem Lautsprecher.

Yates deckte mit der Hand die Sprechmuschel ab und sagte aufgeregt: »Aprea! Es ist Keenan Aprea!«

»Erinnerst du dich an das Mädchen, Yates?« fragte der Stecher mit hohntriefender Stimme. »Ich hatte sie bereits vor meinem Messer, aber sie hat geschrien, und ihr habt es gehört. Wo wart ihr diesmal? Julie Hudson hat wieder geschrien, Yates! Wieso seid ihr dem Mädchen diesmal nicht zu Hilfe geeilt?«

»Verdammt, Aprea, was ist passiert?« schrie Yates, bleich vor Wut. »Was hast du getan?«

»Kannst du es dir nicht denken?« fragte Aprea zurück. Er lachte widerlich. »Denk mal nach, Schnüffler!«

»Wo bist du, Aprea?« wollte Gordon Yates wissen.

»In ihrer Wohnung«, antwortete der Stecher. »Aber bis die Polizei eintrifft, werde ich nicht mehr hier sein.«

»Ist das Mädchen… tot?« fragte der Detektiv stockend.

Keenan Aprea kicherte irr. »Was dachtest du denn? Natürlich ist sie tot, und dieser Reporter, der sie interviewt hat, auch!«

»Schon wieder zwei Morde!« stöhnte Gordon Yates. Abermals hielt er die Sprechmuschel mit der flachen Hand zu, während sein Blick zwischen Mr. Silver und mir verzweifelt hin und her pendelte. »Wie soll man diesem Teufel Einhalt gebieten?«

»Wo wohnt Julie Hudson?« fragte Mr. Silver.

Yates nannte die Adresse.

»Ich versuch's«, sagte der Ex-Dämon hastig. »Gib mir die Schlüssel, Tony.«

Ich drückte sie ihm in die Hand.

»Bleib hier«, sagte der Hüne mit den Silberhaaren. »Ich melde mich, sobald ich da bin.« Er wandte sich an den Privatdetektiv. »Versuchen

Sie ihn hinzuhalten. Ziehen Sie das Gespräch in die Länge. Tun Sie alles, um ihn aufzuhalten. Jede Minute ist eminent wichtig.«

Der Ex-Dämon verließ in großer Eile die Detektei.

»He!« rief Keenan Aprea am andern Ende. »Yates, bist du noch dran?«

Der Detektiv nahm die Hand von den Sprechrillen. »Ja«, sagte er heiser. »Ich bin noch da, du verfluchter Satan.«

Aprea lachte schallend. »Es hat dir vorhin die Rede verschlagen, was? Sagte ich nicht schon bei meinem ersten Anruf, ich würde weitermachen?«

»Mein Partner und ich nehmen den Kampf gegen dich roch einmal auf!« sagte Yates grimmig.

Wieder lachte Aprea. »Ihr nehmt den Kampf wieder auf. Wie hochtrabend das klingt! Es hört sich an, als würdest du dir eine echte Chance gegen mich ausrechnen.«

»Die haben wir!« knurrte der Privatdetektiv.

Ich trat ans Fenster und sah Mr. Silver mit meinem Rover abfahren. Der schwarze Wagen durchpflügte eine tiefe Pfütze und verschwand um die nächste Ecke.

»Du bist ein toter Mann, Yates!« schrie der Stecher am anderen Ende. »Für eine Leiche nimmst du den Mund noch ziemlich voll. Ich sagte, ich würde der Reihe nach vorgehen. Julie Hudson war die erste. Als nächster kommt dein Partner McDiarmid an die Reihe. Du kannst ihn getrost warnen. Es wird ihm nichts nützen. Ich kriege ihn auf jeden Fall. Und wenn McDiarmid tot ist, weißt du, daß du auch nicht mehr lange zu leben hast. Ich werde mich an deine Fersen heften, Yates. Solltest du London verlassen, werde ich dir folgen. Ich lasse dich nicht entkommen.«

Yates schluckte.

»Noch hast du Zeit, Yates«, sagte der Stecher. »Nütze sie, indem du dich auf dein Ende vorbereitest. Bald hole ich mir dein Leben. Mit dem Messer! Und dein Ende wird qualvoller sein als das meiner anderen Opfer. Ich werde dir die Leiden der Hölle bringen!«

Es hatte den Anschein, als wollte Keenan Aprea auflegen. Gordon Yates erschrak.

»Warum kommst du nicht zuerst zu mir?« fragte er schnell.

»Weil ich die Reihenfolge festgesetzt habe«, antwortete Aprea.

»Dreh sie um. Wer hindert dich daran?« fragte Yates.

»Sie wird nicht geändert!« sagte Aprea entschieden.

»Du hast Angst vor mir!« rief Yates aggressiv. »Du befürchtest, an McDiarmid nicht mehr ranzukommen, wenn du dich zuerst mit mir beschäftigst. Du weißt, daß ich dich noch einmal unschädlich mache.«

»Nimm dich doch nicht so wichtig«, sagte Aprea verächtlich. »Du bist mir nicht gewachsen. Kein Mensch ist das. Ich werde es dir beweisen - schneller, als du ahnst!«

Wir mußten Zeit gewinnen. Aprea durfte noch nicht auflegen, deshalb riß ich Yates den Hörer aus der Hand.

»Aprea!« brüllte ich nervös. »Hörst du mich, Aprea?«

Es vergingen mehrere Sekunden, die an meinen Nerven zerrten, denn der Stecher antwortete nicht. Aber die Leitung war nicht tot.

Deshalb fuhr ich fort: »Ich heiße Tony Ballard! Du kennst mich nicht. Ich bin ebenfalls Privatdetektiv und habe es mir zum Ziel gesetzt, dich fertigzumachen. Ich gebe dir recht, wenn du behauptest, Burt McDiarmid und Gordon Yates hätten keine Chance gegen dich, aber ich habe eine, *und das werde ich dir sehr bald beweisen*!«

»Ich wußte nicht, daß man Verrückte als Privatdetektive zuläßt, Ballard!« höhnte der Stecher.

»Ich habe eine Menge Erfahrung in die Waagschale zu werfen, Aprea.«

»Sie wird dir nichts nützen.«

»Ich bin anderer Meinung«, widersprach ich ihm. »Und ich werde dir auch verraten, warum: Weil ich weiß, wie man Kerle wie dich unschädlich macht. Ich sagte vorhin, du kennst mich nicht, aber Arma kennt mich!«

»Was weißt du von ihr?« fragte der Stecher irritiert. Ich hatte ihn aus der Fassung gebracht. Triumph ließ mein Herz schneller schlagen.

»Wir sind alte Bekannte«, sagte ich. »Oder besser gesagt: alte Todfeinde. Ich weiß, daß sie dir die Rückkehr aus dem Totenreich ermöglicht hat, weil ihr deine Schreckenstaten imponierten. Sie wollte, daß du sie fortsetzt. Deshalb holte sie dich aus dem Grab. Ich nehme an, sie hat dich stärker gemacht. Mit gewöhnlichen Kugeln kann man dich nicht mehr töten, aber mein Revolver ist mit geweihten Silberkugeln geladen, und damit werde ich dich zur Strecke bringen. Vielleicht hast du es schon begriffen. Ich bin ein Dämonenjäger! Und ich wurde schon mit größeren Kalibern fertig. Arma wird es dir bestätigen. Du stehst ab sofort ganz oben auf meiner Abschußliste, Keenan Aprea, und ich schwöre, daß ich alles versuchen werde, um dich so schnell wie möglich zu kriegen.«

Er lachte, höhnte und spottete. Er machte sich über mich lustig und sagte mir, was er mit mir alles anstellen würde, wenn wir einander begegneten, aber er vermochte mich nicht zu täuschen. So selbstsicher, wie seine Stimme geklungen hatte, als er mit Gordon Yates telefonierte, klang sie nicht mehr.

Ich forderte ihn auf, sich mit mir zu treffen, doch er sagte: »Zeit und Ort unseres Zusammentreffens bestimme ich, Tony Ballard. Es soll eine Überraschung für dich werden.« Er lachte rauh. »Eine böse Überraschung! Eine tödliche Überraschung!«

»Du bist erledigt, Keenan Aprea!« sagte ich scharf. »Du wirst bald für immer tot sein. Noch mal kann Arma dich nicht zurückholen!«

Er sagte nichts mehr.
Er lachte nur noch ungläubig und legte auf.
Ich konnte es nicht verhindern, konnte nur hoffen, ihn lang genug aufgehalten zu haben. Aufgeregt schaute ich auf meine Uhr.
»Ob die Zeit für Mr. Silver reicht?« fragte Gordon Yates.
»Wir können ihm nur die Daumen halten«, erwiderte ich und legte den Hörer in die Gabel.
Yates musterte mich. »Dämonenjäger«, sagte er gedehnt. »Wie kommt man zu so einem ausgefallenen Job?«
Ich hob die Schultern und lächelte. »Man wird in diese Rolle gedrängt. Jedenfalls war es bei mir so. Andere fühlen sich vielleicht irgendwann einmal dazu berufen. Mir ist es mehr oder weniger passiert.«
Er hätte meine Geschichte gern gehört, und ich hätte sie ihm erzählt, wenn das Telefon nicht angeschlagen hätte.
Yates meldete sich rasch. Der Anrufer war Mr. Silver. Er verlangte mich. Yates hörte über den Lautsprecher mit.
»Hast du ihn erwischt?« fragte ich aufgeregt.
»Leider nein, Tony«, sagte der Ex-Dämon.
»Wir haben alles versucht, um ihn aufzuhalten. Er kann noch nicht lange weg sein«, sagte ich. »Er hat erst vor wenigen Augenblicken aufgelegt.«
»Was nützt das?« knirschte der Hüne. »Er ist nicht mehr da.«
»Wie sieht es bei Julie Hudson aus?« wollte ich wissen.
»Entsetzlich«, antwortete Silver. »Er hat die Wahrheit gesagt, Tony. Sei froh, daß du nicht hier bist. Der Anblick der beiden Toten würde dir an die Nieren gehen.«
»Rufst du die Polizei an, oder soll ich es tun?« fragte ich. Ich versuchte mir lieber nicht vorzustellen, wie es in Julie Hudsons Wohnung aussah.
»Ich mach' das schon«, sagte der Ex-Dämon. »Und Tucker Peckinpah informiere ich auch.«
»Du kannst beide Anrufe während der Fahrt per Autotelefon erledigen«, sagte ich.
»Das hatte ich vor«, erwiderte Mr. Silver.
Wir legten gleichzeitig auf.
»Verfluchter Mist!« quetschte Gordon Yates zwischen zusammengepreßten Zähnen hervor. »Ich hatte gehofft, Mr. Silver würde den Stecher noch in Julie Hudsons Penthouse erwischen.«
»Wir kriegen ihn woanders«, sagte ich, um Yates zu beruhigen. »Einen ganz kleinen Vorteil haben wir.«
Yates sah mich überrascht an. »Welchen?«
»Wir wissen, was er vorhat, kennen sein nächstes Ziel: Burt McDiarmid«, sagte ich.

»Großer Gott, ja!« stöhnte Yates. Er fuhr sich mit der Hand nervös über die Augen. »Ich muß ihn warnen.«

»Diese Sturheit wird ihm zum Verhängnis werden«, sagte ich. »Wir brauchen uns nur an McDiarmid zu halten, brauchen den Stecher nur zu erwarten. Er wird kommen. Wo befindet sich Ihr Partner im Moment, Gordon?«

Yates schaute auf seine Uhr. »Er müßte jetzt auf dem Heathrow Airport sein. Er bewacht die Gemälde eines reichen Adeligen. Sie sollen mit dem Flugzeug nach Frankreich gebracht werden. Auf dem Flughafen werden die Bilder von einem französischen Kollegen übernommen. Anschließend kehrt Burt hierher zurück.«

Ich wies auf das Telefon. »Er sollte über den Stand der Dinge Bescheid wissen. Versuchen Sie ihn auf dem Airport zu erreichen. Ich werde dann auch ein paar Worte mit ihm sprechen, damit er weiß, wie er sich verhalten soll.«

***

Der Begleitschutz war für Burt McDiarmid nicht mehr als eine Formsache. Leicht verdientes Geld. Niemand versuchte die wertvollen Gemälde zu rauben. Sie wurden sicher zum Flugplatz gebracht und im Frachtraum des Jets verstaut. Dennoch fiel McDiarmid ein Stein vom Herzen, als sein französischer Kollege die Verantwortung für die Bilder übernahm.

Erleichtert suchte er das Flugzeugrestaurant auf und genehmigte sich einen Bourbon on the rocks.

Der Job war einfach gewesen. Nie hätten sie diesen Auftrag bekommen, wenn sie nicht durch den spektakulären Stecher-Fall in aller Munde gewesen wären.

Die gut honorierten Aufträge häuften sich, und das war für die Firma Yates & McDiarmid sehr erfreulich.

McDiarmid verließ das Restaurant. Sein Wagen stand im Parkhaus. Als er aus dem Flughafengebäude trat, war ihm, als würde sein Name ausgerufen, aber er war sich nicht sicher.

Eigentlich konnte nur Gordon etwas von ihm wollen, denn nur er wußte, daß er hier war. Er würde ihn über das Autotelefon anrufen.

Nachdem er die Parkgebühr bezahlt hatte, begab er sich zu seinem Wagen. Ein widerlicher Gestank durchzog das Parkhaus. Die Leute, die hier arbeiteten, waren zu bedauern.

Über eine nüchterne Betontreppe erreichte der Detektiv die Etage, in der sein Auto abgestellt war. Er schlenderte an einer Reihe unterschiedlicher Modelle vorbei und stieg wenig später in seinen Wagen.

Obwohl er körperlich nicht viel getan hatte, fühlte er sich müde und abgeschlagen. Er drückte auf den elektrischen Zigarettenanzünder und

griff anschließend nach dem Hörer des Autotelefons.

Doch bevor er abheben konnte, gewahrte er hinter sich eine Bewegung.

Jemand befand sich in seinem Wagen!

Er wollte sich umdrehen. Gleichzeitig griff er nach seiner Pistole, doch der andere war schneller und setzte ihm den kalten Stahl eines Messers an die Kehle.

McDiarmid erstarrte.

Er wußte, daß er verloren war, wenn er sich bewegte, denn dann würde der Kerl hinter ihm durchziehen.

Er schaute in den Innenspiegel. Das Blut gefror ihm in den Adern, als er das abstoßende Gesicht des Stechers erkannte.

***

Mr. Silver war wieder bei uns, und wir fühlten uns nicht wohl in unserer Haut, denn Gordon Yates hatte seinen Partner bis jetzt nicht erreicht.

Es hörte auf zu regnen. Das Gewitter zog weiter. Es fielen nur noch vereinzelt Tropfen, aber auch das war bald vorbei, und der Wind, der durch die Stadt fegte, begann das Regenwasser aufzutrocknen.

Yates hatte den Airport angerufen. Er hatte McDiarmid ohne Erfolg ausrufen lassen, hatte die Nummer des Autoanschlusses gewählt, doch auch da hatte sich Burt McDiarmid nicht gemeldet.

Obwohl er nicht annahm, daß McDiarmid zu Hause war, hatte er auch dort angerufen. Er wollte alle Möglichkeiten ausgeschöpft haben.

An und für sich machte es nichts aus, wenn Yates mal für eine Weile nicht wußte, wo sich sein Partner aufhielt, aber diesmal war es lebenswichtig, denn wir wußten, daß sich *der* Stecher an McDiarmids Fersen heften würde.

Ich hielt dem Privatdetektiv meine Bonbons entgegen. »Lakritze?«

Er schüttelte den Kopf. »Vielen Dank, aber ich nasche nicht.« Er bot mir eine Zigarette an.

Ich erwiderte: »Vielen Dank, aber ich rauche nicht.«

Er brannte sich ein Stäbchen an, und ich schob mir ein Bonbon in den Mund.

»Er wird sich melden«, sagte Yates nervös. Hier war wohl der Wunsch der Vater des Gedankens. »Burt ist ein gewissenhafter Mensch. Er wird anrufen. Dann kann ich ihn warnen.«

Er rauchte mit kräftigen Zügen. Seine Zigarette glühte jedesmal hell auf und wurde mehr und mehr zu grauer Asche. Da Yates sie nicht abstreifte, fiel sie auf seinen Schreibtisch.

Er wollte sie vorsichtig entfernen, aber da läutete das Telefon, und Yates stürzte sich auf den Hörer wie ein Habicht auf die Maus.

Der Anrufer war Burt McDiarmid.

Yates' Augen strahlten uns an. ›Was habe ich gesagt?‹ schienen sie zu sagen. ›Auf Burt kann man sich verlassen.‹

»Ist alles in Ordnung, Burt?« fragte Yates, seine Freude unterdrückend. »Hast du die Gemälde unserem französischen Kollegen übergeben?«

»Ja«, sagte Yates' Partner. »Das ist erledigt«

»Gab's irgendeinen Zwischenfall?« wollte Gordon Yates wissen.

»Nein«, antwortete McDiarmid. »Alles verlief reibungslos.«

»Großartig, Burt. Sag mal, wieso konnte ich dich nicht erreichen?«

»Weiß ich nicht«, gab McDiarmid zurück.

Yates deckte die Sprechmuschel ab. »Seine Stimme klingt so komisch«, sagte er. Und ins Telefon sagte er: »He, Partner, stimmt irgend etwas nicht? Keenan Aprea hat mich schon wieder angerufen. Er hat zwei weitere Morde verübt. Julie Hudson… In ihrem Penthouse… Und einen Reporter, der bei ihr war… Und sein nächstes Opfer sollst du sein, das hat er mir gesagt. Du solltest schnellstens hierher kommen, Junge.«

»Kann ich nicht«, erwiderte McDiarmid.

»Wieso nicht? Was ist los, Burt? Wo steckst du?«

»Ich habe Aprea gesehen«, sagte Burt McDiarmid mit belegter Stimme.

»Tatsächlich?« fragte Yates schrill. »Wo?«

»Auf dem Airport. Im Parkhaus. Er saß im Fond meines Wagens. Ich bemerkte ihn erst, als er mir sein verdammtes Messer an die Gurgel setzte.«

Yates sah mich entgeistert an. Es hatte den Anschein, als würde er mit mir reden, als er perplex fragte: »Und das hast du überlebt?«

»Könnte ich sonst mit dir telefonieren?« gab McDiarmid zurück.

»Er hatte dich an seinem Messer und ließ dich am Leben?« fragte Yates völlig konsterniert.

»Er wollte mir nur beweisen, wie leicht es für ihn ist, mich zu erwischen. Er wollte mir einen Mordsschrecken einjagen, und - bei Gott - das ist ihm gelungen. Er sagte, ich hätte nicht mehr lange zu leben, und mein Ende würde schrecklich sein.«

»Etwas in der Tonart hat er auch zu mir gesagt«, bemerkte Yates.

»Was passierte dann, Burt?«

»Dann stieg er aus und machte sich aus *dem* Staub, aber ich folgte ihm, und nun weiß ich, wo er sich versteckt.«

»Wo?« platzte es aus Yates heraus.

McDiarmid nannte eine Mülldeponie in der Nähe des Flughafens.

»Hör zu, Burt!« sagte Yates aufgeregt. »Unternimm nichts allein. Ich komme zu dir. Tu nichts, das dich in Gefahr bringen könnte. Warte auf mich, okay? Ich eile, ich fliege!«

Er warf den Hörer auf den Apparat.

Jetzt wußten wir, wo sich Burt McDiarmid und Keenan Aprea befanden. Das letzte Kapitel dieser Schreckensgeschichte konnte geschrieben werden.

***

Tief, großflächig und häßlich war die Mülldeponie. In dürren Sträuchern hingen Nylon- und Papierfetzen. Was die Großstadt nicht mehr brauchte, wurde hier hingeworfen. Es gab kaum etwas, das man hier nicht finden konnte.

Ein Paradies für Ratten war diese Deponie. Und somit auch die richtige Umgebung für Keenan Aprea, denn auch er war eine Ratte; die gefährlichste von allen.

Gordon Yates fuhr ein Stück in die Deponie hinein und stieg aus. Er war allein. Der Wind warf ihm feuchten Staub in die Augen, und ein undefinierbarer Gestank stieg ihm in die Nase.

Er hielt Ausschau nach McDiarmids Wagen. Es gab zwischen den Müllbergen verschieden breite, tiefe Täler, und in einem davon stand Burt McDiarmids Auto.

Die Heckscheibe spiegelte. Yates konnte nicht erkennen, ob sein Partner im Wagen saß. Er nahm es aber an.

Vorsichtig näherte er sich dem Fahrzeug. Er hoffte, daß Keenan Aprea seine Ankunft nicht mitbekommen hatte. Je näher er dem Auto kam, desto besser konnte er hineinsehen. Burt schien nicht drinnen zu sein.

Bloß keinen falschen Übereifer, mein Junge, dachte Yates besorgt. Wir haben's beinahe geschafft. Es darf in dieser Endphase nicht noch etwas schiefgehen!

Er erreichte das Heck des Wagens, berührte es mit der Hand, bückte sich und schaute in das Fahrzeuginnere.

Burt war wirklich nicht da. Ein unangenehmes Gefühl beschlich Yates. Vielleicht hatte Aprea den Wagen zu früh entdeckt.

Yates Sorge um den Partner wurde immer größer. Er schlich am Fahrzeug entlang und öffnete die Tür auf der Fahrerseite. Der Schlüssel steckte im Zündschloß.

Yates nahm ihn an sich und drückte die Tür geräuschlos zu. Befand sich Burt vielleicht in der Nähe? Durfte er es wagen, ihn zu rufen?

Er tat es gedämpft. »Burt!«

Seine Nerven waren bis zum Zerreißen gespannt.

»Burt!«

Schritte knirschten. Yates wirbelte herum - und sah Burt McDiarmid.

Keenan Aprea stand hinter Burt und drückte ihm das große Messer an die Kehle.

Der Stecher lachte schnarrend. »Jetzt habe ich euch beide!«

***

Wir hatten etwas in dieser Art befürchtet. Deshalb hatten wir Gordon Yates auch allein in Erscheinung treten lassen, aber wir waren in der Nähe und sahen, welchen üblen Trick sich der Stecher ausgedacht hatte, um beide Detektive in seine Gewalt zu bringen.

Ich lag auf einem Müllberg, zwischen Koksschlaken und stinkendem Unrat. Mr. Silver befand sich neben mir.

»Ich wußte, daß die Sache faul ist«, knurrte der Ex-Dämon. »Wenn wir Pech haben, macht Aprea kurzen Prozeß mit den beiden.«

»Nicht unken«, sagte ich leise. »Um Himmels willen, nicht unken, Silver.«

»Wir müssen näher ran!« sagte der Hüne. »Wir sind zu weit von McDiarmid und Yates weg. Auf diese Entfernung können wir für sie nichts tun.«

Wir robbten vorwärts. Mir wäre wohler gewesen, wenn das Messer des Stechers sich nicht an McDiarmids Kehle befunden hätte.

Mir war, als spürte ich den Stahl auch an meiner Gurgel, und schluckte trocken.

»Komm her!« befahl Keenan Aprea mit scharfer Stimme. Der Wind trug sie zu uns hoch.

Ich zog meinen Colt Diamondback aus dem Leder. Ein Schuß auf diese Distanz war ein großes Risiko. Hinzu kam, daß Aprea hinter McDiarmid stand. Nur sein Kopf war ungeschützt.

Sollte ich den Schuß wagen? Würde Aprea den Detektiv dann nicht noch im letzten Reflex tödlich verletzen?

Wir mußten noch näher heran.

Keenan Aprea lachte laut. Er kostete seinen Triumph voll aus. Gordon Yates näherte sich ihm mit kleinen Schritten.

Er spreizte die Arme ab und blickte dem Stecher in die Augen.

»Ich habe es dir gesagt!« höhnte Aprea. »Aber du wolltest mir nicht glauben. Ihr befindet euch beide in meiner Gewalt, und ich werde zuerst McDiarmid und dann dich töten. Die Helden von London.« Er lachte wieder. »Sie werden auf dieser Mülldeponie krepieren. Müll zu Müll.«

»Ich werde es dir so schwer wie möglich machen, Aprea!« erwiderte Gordon Yates. »Ich bin zäh - und ich kann kämpfen.«

»Es wird dir nichts nützen«, behauptete der Stecher. »Hast du immer noch nicht begriffen, du Narr?«

Ich war jetzt nahe genug heran.

Langsam schob ich die Revolverhand vor. Ich stützte sie auf ein verschimmeltes Stück Holz. Das war eine stabile Unterlage. Sie würde die Treffsicherheit erhöhen.

Mein Herz schlug wie eine Dampframme gegen die Rippen. Ich wußte, was von diesem einen Schuß abhing. Wenn ich Aprea nicht tödlich traf, war Burt McDiarmid nicht mehr zu retten.

Yates blieb stehen.
»Warum gehst du nicht weiter?« fragte Keenan Aprea mit hohntriefender Stimme. »Du hast Angst vor mir, gib es zu.«
»Nein, Aprea!« rief Yates trotzig. »Ich fürchte dich nicht, denn ich weiß, daß ich dich besiegen kann. Laß Burt los, dann beweise ich dir, daß ich besser bin als du.«
Ich hätte nicht zu wagen gehofft, daß Keenan Aprea darauf eingehen würde, aber er verblüffte mich, indem er das Messer von McDiarmids Kehle nahm und gegen Yates richtete.
»Na schön, wenn du unbedingt zuerst sterben möchtest, will ich dir den Gefallen tun!« sagte der Stecher.
Mein Herz schlug noch wilder, denn unsere Chancen waren gestiegen. Jetzt mußten wir sie nur rasch genug nützen.
Keenan Aprea stieß den bleichen McDiarmid zur Seite. »Weg da!« bellte er.
Der Stecher war nicht mehr gedeckt. Sein ganzer Körper bot sich mir als Ziel.
Es war beinahe ein Wunder!
Ich visierte den grausamen Mörder gewissenhaft an, doch jemand hatte unser falsches Spiel durchschaut und griff ein: Arma!
Urplötzlich war sie da, stand auf einem der Müllberge und rief Aprea eine Warnung zu.
Mr. Silver zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen. »Die hat uns hier gerade noch gefehlt!« stieß er wütend hervor und sprang auf.
Die Ereignisse begannen sich zu überstürzen.
Gordon Yates griff geistesgegenwärtig nach seinem Partner und riß ihn von Aprea weg.
Gleichzeitig schuf Arma eine Feuerlinie vor dem Stecher. Ihr starker Zauber zog die Flammen hoch, und Keenan Aprea verschwand dahinter.
Ich schoß trotzdem, sah aber nicht, ob ich den Stecher getroffen hatte.
»Ich versuche Arma zu kriegen!« rief mir Mr. Silver zu. »Kümmere du dich um Aprea!«
Denselben Vorschlag wollte ich auch gerade machen. Ich schnellte hoch. Mr. Silver stürmte davon.
Gordon Yates tat das Richtige. Er kümmerte sich nur um seinen Freund und Partner, nicht um Keenan Aprea, den überließ er mir, denn ich hatte die besseren Aussichten auf Erfolg.
Mein rechter Fuß verhedderte sich im Müll. Ich- verlor das Gleichgewicht und stürzte.
Yates zerrte McDiarmid zu dessen Wagen, während ich die Müllflanke hinunterrollte. Spitzen und Kanten malträtierten mich. Rostiger Stacheldraht zerfetzte mein Jackett und riß mir auch die

Haut an beiden Handrücken auf.

Und plötzlich war es vorbei. Ich langte am Fuß des Müllberges an, lag etwa vier Meter von dieser Feuerwand entfernt im Dreck.

Etwas benommen wollte ich mich erheben.

Da stürzte sich mir der Stecher mit einem langgezogenen Wutgeheul entgegen.

Er kam durch das Feuer, das hinter ihm zusammenfiel. Er handelte gegen Armas Pläne, denn sie hatte den Flammenschirm geschaffen, damit er sich in seinem Schutz absetzten konnte.

Aber er blieb, und er griff mich an.

Sein Tritt traf mein Handgelenk. Ich schrie auf und war gezwungen, den Colt fallenzulassen.

Aufheben konnte ich die Waffe nicht, denn Keenan Aprea stach sofort auf mich ein.

Wahrscheinlich wußte er, wer ich war, denn wir hatten am Telefon miteinander gesprochen. Vielleicht griff er mich deshalb besonders aggressiv an.

Ich ließ mich auf den Rücken fallen, als ich das Messer auf mich herabsausen sah. Die Klinge verfehlte mich, doch Aprea ging vor und stach gleich wieder zu.

Diesmal wälzte ich mich zur Seite, und die Messerspitze bohrte sich neben mir in den Boden.

Ich sprang auf und schlug mit der Faust zu. Keenan Aprea taumelte zwei Schritte zurück, kam aber gleich wieder. Ich hatte Mühe, mich vor seiner Waffe in Sicherheit zu bringen.

Mit beiden Händen griff ich nach seinem Arm, aber es war unmöglich, ihm das Messer zu entwinden. Armas Zauber stärkte ihn.

Ich drehte mich und rammte ihm den Ellenbogen in die Magengrube. Dann fuhr ich herum und versetzte ihm mit aller Kraft einen Kinnhaken, aber Keenan Aprea blieb auf den Beinen.

Er fing sich mit einem einzigen Schritt und warf sich mir sofort wieder entgegen.

Ich ließ ihn ins Leere laufen, indem ich im richtigen Moment zur Seite federte, und dann hechtete ich nach meiner Waffe.

Als sich meine Finger um den Kolben des Colt Diamondback schlossen, wußte ich, daß ich gesiegt hatte.

***

Arma schuf magische Hindernisse, die Mr. Silver zu Fall bringen sollten. Der Ex-Dämon zertrümmerte sie wütend mit seiner starken Silbermagie, konnte aber nicht verhindern, daß sich die Entfernung zwischen ihm und der Zauberin vergrößerte.

Feuerlanzen schossen aus Mr. Silvers perlmuttfarbenen Augen. Sie rasten hinter der Zauberin her, doch ehe sie sie erreichten, sprang

Arma in eine Mulde.

Die glühenden Lanzen fegten über sie hinweg und lösten sich irgendwo am Ende der Mülldeponie auf.

Mit weit ausgreifenden Schritten rannte der Ex-Dämon über den Abfallberg.

Manchmal gab der Müll unter seinem schweren Körpergewicht nach und er sank ein, aber er riß sein Bein sofort wieder aus solchen Löchern und lief noch schneller weiter.

Endlich erreichte er die Stelle, wo Arma in die Mulde gesprungen war. Er sah sie nicht, sprang ebenfalls und riß dabei die Arme hoch. Er federte den Sprung ab, indem er in die Hocke ging.

Dann richtete er sich auf und rannte weiter.

»Ich kriege dich!« brüllte er wütend. »Du entkommst mir nicht!«

Aber sie war ihm bereits entkommen, und er wußte das auch, aber er wollte es nicht wahrhaben.

***

»Wer ist der Mann, der mit Aprea kämpft?« krächzte Burt McDiarmid.

»Das ist Tony Ballard«, klärte ihn Gordon Yates auf. »Auch ein Privatdetektiv.«

»Wir müssen ihm helfen.«

»Er braucht unsere Hilfe nicht, Burt«, sagte Yates und schob seinen Freund auf dessen Wagen zu. Er gab ihm die Schlüssel, die er an sich genommen hatte. »Steig ein und fahr ein Stück zurück.«

»Aprea wird Ballard töten. Wir dürfen das nicht zulassen«, sagte McDiarmid.

»Ballard wird allein mit ihm fertig«, sagte Yates. »Steig ein, Burt, nun mach schon. Glaub mir, wir können nichts tun. Wenn wir uns einmischen, verderben wir höchstens alles. Ballard ist ein Dämonenjäger, und Keenan Aprea ist aus dem Totenreich zurückgekehrt. Wir können ihm nichts anhaben, aber Tony Ballard kann es, denn er besitzt die richtigen Waffen und weiß, wo Kerle wie Keenan Aprea ihren schwachen Punkt haben.«

Er drückte McDiarmid in den Wagen. Er forderte ihn noch einmal auf, ein Stück zurückzufahren, und McDiarmid schob den Schlüssel ins Zündschloß und startete den Motor.

Der Wagen rollte an, und Gordon Yates atmete erleichtert auf.

Er folgte dem Fahrzeug zu Fuß. McDiarmid fuhr bis zu Yates' Auto. Dort warteten sie das Ende des erbitterten Kampfes ab.

Und während sie warteten, erzählte Gordon Yates seinem Partner eine reichlich unglaubwürdige Geschichte.

***

Ich lag auf dem Rücken, und meine Waffe wies auf Keenan Aprea,

doch das beeindruckte ihn nicht.
Er nahm wohl an, mein Revolver wäre mit gewöhnlicher Munition geladen, und die brauchte er nicht zu fürchten.
Er glaubte es noch, als ich den Finger um den Abzug der Waffe krümmte und ihm die geweihte Kugel in die Brust fuhr.
Keenan Aprea lachte, obwohl ich ihn getroffen hatte. Er spürte die Wirkung des geweihten Silbers nicht sofort.
Ich drückte noch einmal ab, und plötzlich verstummte der untote Killer. Seine Augen weiteten sich in panischem Entsetzen. Sekundenlang stand er so da, konnte nicht begreifen, daß die Mächte der Hölle ihn im Stich ließen. Endlich begriff sein träger Verstand, und ein markerschütternder Schrei brach sich über seine Lippen. Er ließ den Messerarm sinken. Seine Finger öffneten sich, die Waffe fiel auf den Boden.
Ich stand langsam auf.
Keenan Aprea schien an mir jegliches Interesse verloren zu haben. Er preßte die Hände gegen seinen bebenden Körper, war nur noch mit sich selbst beschäftigt.
Ich blieb auf der Hut, behielt den Revolver in der Hand, und der Lauf war nach wie vor auf Aprea gerichtet.
Er hörte mich kommen und hob langsam den Kopf.
Mir kam vor, als würde er mich verständnislos und vorwurfsvoll ansehen.
Und plötzlich riß der Faden.
Er verdrehte die Augen und brach zusammen.
Der Stecher von Soho war zum zweitenmal gestorben. Diesmal endgültig.

***

Mr. Silver erschien.
»Arma?« fragte ich, während ich meinen Revolver in die Schulterhalfter schob.
Der Ex-Dämon schüttelte grimmig den Kopf. »Sie konnte sich absetzen. Es war mir nicht möglich, sie daran zu hindern. Zu gern hätte ich sie - wie sagen die Indianer? - in die ›ewigen Jagdgründe‹ geschickt.«
Er wies auf Keenan Aprea. »Nehmen wir ihn mit?«
»Das ist Sache der Polizei«, erwiderte ich. »Wir haben unsere Arbeit getan. Nun kommen die anderen dran.«
»Du hast dich wacker geschlagen«, sagte Mr. Silver.
Ich grinste. »Woher willst du das denn wissen? Du warst nicht dabei.«
»Ich kann es mir bildlich vorstellen, und ich bin stolz auf dich«, sagte der Hüne. Er klopfte mit seiner großen Hand auf meine Schulter.

»Mach so weiter, du bist auf dem richtigen Weg.«

»Auf dem Weg wohin?« wollte ich wissen.

»Daß die Stadt dir ein Denkmal setzt.«

»Soll ich dir ein Geheimnis verraten? Genau darauf arbeite ich hin. Nur deshalb riskiere ich so oft Kopf und Kragen.«

»Weiß ich doch«, sagte Mr. Silver und griente.

Wir begaben uns zu Burt McDiarmid und Gordon Yates.

McDiarmid sah mich fassungslos an. »Ist das wahr, Mr. Ballard? Ist das wirklich alles wahr?«

»Ich weiß nicht, was Ihnen Ihr Freund erzählt hat«, gab ich schmunzelnd zurück.

»Die haarsträubendste Geschichte, die ich je gehört habe«, sagte McDiarmid.

Ich nickte. »Ja, die stimmt.«

Gordon Yates drückte mir fest die Hand. »Danke, Tony. Ohne Ihren Beistand hätten wir keine Zukunft mehr gehabt.« Er wandte sich an den Ex-Dämon. »Dasselbe gilt natürlich auch für Sie, Mr. Silver.«

Der Hüne nahm die Worte mit einem wohlwollenden Nicken zur Kenntnis. »Wenn ihr mal wieder an einen solchen Fall geratet…«, sagte er. »Tony Ballards Nummer steht im Telefonbuch. Anruf genügt, die Feuerwehr kommt sofort und löscht den Brand.«

»Vielleicht sieht man sich auch so mal wieder«, sagte Yates.

»Könnte passieren«, gab ich zurück.

Dann begab ich mich mit meinem Freund und Kampfgefährten zum Rover. Ich fuhr nicht gleich los, sondern wählte zuerst die Nummer des Industriellen Tucker Peckinpah.

Cruv meldete sich, und da er am Anfang tüchtig mitgemischt hatte, war er begierig zu erfahren, ob der Fall abgeschlossen war und wie er geendet hatte.

Ich lieferte ihm den Bericht, auf den er ein Anrecht hatte, und ich bat ihn, das Ganze an Tucker Peckinpah weiterzuleiten. Das ersparte es mir, mich zu wiederholen.

Der Industrielle würde dafür sorgen, daß Keenan Apreas Leiche nicht auf der Mülldeponie liegen blieb.

Ich schob den Hörer in die Halterung und startete den Motor. »Bin neugierig, wie es Jubilee geht«, sagte ich zu Mr. Silver.

Ich fuhr ein Stück hinter Yates und McDiarmid her und schwenkte dann Richtung Paddington ab.

Zwanzig Minuten später trafen wir in der Chichester Road ein.

Roxane öffnete uns. Ich sah Sorgen in ihren grünen Augen, und sofort lief mir ein kalter Schauer über den Rücken. Sollte unser Erfolg über den Stecher jetzt noch einen Dämpfer erhalten?

Wir traten ein. »Was ist los?«

»Der Arzt war bei Jubilee«, sagte die weiße Hexe.

»Und?« fragte ich mit wachsender Ungeduld. »Was sagt er?«

Roxane zuckte mit den Schultern. »Mir kam es vor, als wäre er sich seiner Sache nicht sicher. Er nimmt an, daß Jubilee eine Krankheit ausbrütet.«

»Was für eine Krankheit?« fragte ich gereizt. Daran war wieder das Marbu-Gift schuld. »Etwas Ansteckendes? Muß Jubilee in ein Krankenhaus?«

»Vorläufig nicht«, sagte Roxane. »Beruhige dich, Tony. Es hat keinen Sinn, wenn du dich aufregst. Damit hilfst du Jubilee nicht.«

»Spar dir deine Belehrungen!« schnauzte ich die Hexe aus dem Jenseits an, aber dann begriff ich, daß ich so nicht mit ihr reden durfte, und ich seufzte: »Entschuldige, Roxane, aber du weißt ja, was mit mir los ist.«

»Ja, Tony«, sagte sie sanft. »Ich weiß es. Deshalb nehme ich es dir auch nicht übel.«

Ich sah Mr. Silver an. »Ich gehe zu Jubilee. Kommst du mit?«

»Ich komme nach«, sagte der Ex-Dämon. Sie hatten alle schrecklich viel Geduld mit mir. Ich mußte ihnen dafür dankbar sein. Aber - ich konnte nicht!

»Ich würde mich an deiner Stelle zuerst umziehen - und vielleicht auch ein bißchen waschen«, riet mir der Hüne. »Im Moment siehst du nämlich aus wie der allerletzte Penner.«

Ich schaute mich an. Er hatte recht.

Ich duschte und zog frische Sachen an. Dann betrat ich Jubilees Zimmer.

»Hallo, Kleines«, sagte ich.

»Hallo, Tony«, sagte sie leise, und ihre Wangen glühten im Fieber. Ihr Blick war trüb. »Schön, dich zu sehen.«

Ihre Stimme war nur mehr ein Flüstern gewesen. Ich spürte ein ekelhaftes Würgen im Hals.

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 94 »Die Droge aus der Jenseitswelt«, Tony Ballard Nr. 95 »Ein Cyborg aus der Hölle«

[2]Siehe Tony Ballard Nr. 92 »Schreie aus dem Sarg«